J. G. Herder's
vermischte Schriften.

Fünfter Band.

Dr. Haupt

Wien, 1801.
Bey Anton Pichler.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

WEINRAUCH DEL: F: WEBER SC:

Kaiser Maximilian krönt Ulrich von Hutten zum dichter.

Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder.

Fünfter Band.

Zweyte, neu durchgesehene Ausgabe.

Wien, 1801.
Bei Anton Pichler.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Vorrede.

Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die Sammlung der zerstreueten Blätter dieses Theils unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach Etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilet. Also kam mir mein alter, geliebter Joh. Valent. Andreä wohl zu statten.

Von diesem vortrefflichen Mann hatte ich in jugendlichen Jahren eine gute Anzahl Stücke übersetzt, einige derselben auch hie und da bekannt gemacht; und ich darf wohl sa-

gen, daß mich keine Zeile reuet, die ich zu Erweckung des Andenkens dieser seltnen schönen Seele geschrieben habe. Im Wirtembergischen Repertorium der Literatur erschien sein Leben, dessen besondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es ist von einem gelehrten, den Charakter Andreä's fassenden Manne geschrieben. Moser in seinem patriotischen Archiv für Deutschland (B. 6.) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in denen sich Mosers biederer Geist nicht verläugnet. Was zunächst hieher gehört, sind Andreä Dichtungen, zur Beherzigung unsres Zeitalters, die 1786 mit meiner Vorrede erschienen. Sie sind sehr gut gewählt, blühend und leicht übersetzt, oft auch nach den Bedürfnissen unsrer Zeit verändert, und verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Uebersetzer wünschte.

Mein Zweck war es nicht, den alten

Andreä zu verändern. Ich wählte also aus meinen Papieren nur das, was noch nicht übersetzt war, wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Gestalt zeigen wollte; fand aber bei dieser Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. Dichtungen und Gespräche, die in den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter diesen treffliche Parabeln und Gespräche. In den andern, glaubte ich, spreche das unschuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, so laut, daß man dabei an keine Misdeutung denken möge. Wie belehrend und tröstend sind überhaupt diese Herzensergießungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel seiner Zeit auf dem höchsten Gipfel; und aus wie manchem dieser Uebel ist seitdem Gutes entstanden! Manche Wunde hielt er

für unheilbar, die die Zeit entweder geheilt, oder vielleicht zu einer größern Gesundheit des Körpers fortdaurend gemacht hat. Der Geist erhebt, das Gemüth stärkt sich ungemein bei einer solchen Vergleichung der Zeiten nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menschen. — Für die drei ersten Stücke dieser Sammlung habe ich damit gnug gesaget.

Andreä führte mich auch zum vierten Stück, dem Andenken an einige ältere Deutsche Dichter. Ueber ihn und Weckherlin hatte ich vor Jahren im Deutschen Museum einige Briefe drucken lassen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden diese Briefe, der eingerückten Stellen wegen, vielen Lesern nicht unangenehm seyn: denn ich glaube kein Wort davon, daß die Deutschen mehr als andre Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos seyn sollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, Biederkeit

und Treue ist in ihnen; ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unsrer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Entzwecken unsrer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen. Der folgende letzte Theil dieser Sammlung wird also vielleicht Briefe über einige ältere Deutsche Prosaisten enthalten, die, wie ich glaube, des Andenkens sehr werth sind. Angenehm ist mirs auch, daß ich die Erscheinung des Heldengedichts, von dem im vierten Briefe die Rede ist, in einer Gestalt anmelden kann, in der es gewiß, zum zweytenmal, ein classisches Buch unsrer Nation seyn wird.

Die H. Cäcilia hat einen besondern Ursprung. Die ungewöhnliche Art, wie sie

zum Schutzpatronat der Musik kam, veranlaßte zuerst ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal, aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung einverleibt worden. Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die gottesdienstliche Musik mehr nachdenken, als dazu in Deutschland Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der H. Cäcilia diesen kleinen Aufsatz. Spreche man nicht von Hindernissen, von schönen Träumen; ich weiß, was sich darüber sagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der christlichen Kirchenmusik i t vorüber.“ Sei sie es; das Gefühl der reinen Herzensmusik wird nie aussterben auf Erden, in welcher Gestalt diese Himmlische auch erscheinen möge.

Endlich erscheint mein alter Hutten, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in einen Nachdruck Göthischer Schriften gekommen war. Ich habe diesem etwas wildem Ge-

wächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefüget. Ich glaubte, als ich den Aufsatz schrieb, ich müsse Hutten darstellen, nicht wie ihn andre ansähen, oder wie er den Meisten von uns jetzt erscheinen möchte, sondern wie Er sich fühlte, was er wollte und meynte; und dies glaube ich noch. Ueber ihn urtheilen kann sodann ein Jeder, und Jeder nach seiner Weise; denn Huttens Fehler sind unverborgen, und über den Erfolg seines Unternehmens hat die Zeit entschieden. In einen politischen Plan ist, so wie Sickingen, so auch Hutten nie verflochten gewesen; Hutten war kein Politicus und that, was er that, für die gute Sache des Vaterlandes, für Religion und Wahrheit. Andre wirkten dazu auf ihre Weise; und ich bin so weit entfernt, Huttens persönlicher Anfeindung wegen, des grossen,

weit- und breit verdienten Erasmus Verdienste zu verkennen, daß in anderm Betracht Er und Grotius vielmehr seit vielen Jahren meine Idole gewesen. Jeder werde auf seiner Stellen erkannt und geachtet. Weimar, den 14. Jun. 1793.

J. G. Herder.

Inhalt.

Seite

I. Parabeln. 1

II. Ueber die vorstehenden Parabeln und die nachfolgenden Gespräche. 57

III. Einige vaterländische Gespräche 71

Inhalt.

Seite

IV. Andenken an einige älterere Deutsche Dichter, Briefe. 127

V. Cäcilia. 229

VI. Denkmal Ulrichs von Hutten. 265

I.

Parabeln.

Gedruckt im Jahre 1618.

Waffen und Wissenschaften.

Feder und Degen stritten mit einander um den Vorzug; und die Stimmen der Richter waren getheilt.

Die Gelehrten waren geschwätzig und überredeten leicht; die Gewapneten waren wilde und zwangen zu ihrer Parthei. So konnte nichts entschieden werden; es stand darauf, daß beide zum Handgemenge gelassen und die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden sollte.

Da rauschten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuser; die Menschen standen zwischen Furcht und Hoffen in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit sich bewußt; das Schwert, ein Diener Gottes, war mit unschuldigem Blut besudelt; beide hofften auf die Hülfe des Himmels, beide fürchteten seine Strafe.

Der Staat, der beider Dienst nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Ansehen haben, als ob er keinem zu Lieb oder Leid dächte. Die Feder war schwach, aber behend, schlüpfrig, wohl geübt, und sehr kühn, wenn man sie reizte. Der Degen hart, unversöhnlich, aber weniger gelenk und geschmeidig; so daß von beiden Theilen der Sieg ungewiß war.

Endlich beschloß zu beider Sicherheit die gemeine Wohlfahrt, „daß wechselsweise beide in Einem Rang bei ihr stehen, und sich unter einander vertragen sollten. Denn nur das sei ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu dienten, nicht wo Eine von beiden nach Willkühr und Leidenschaft herrschte.“

Die Irrenden.

Im Collegium der Experimental-Philosophie ist ein großes Stockwerk denen angewiesen, die bey kühnen Versuchen ihren Zweck nicht erreichten. Da wohnen Mathematiker, die sich um die Quadratur des Cirkels vergebens bemühten; Scheidekünstler, denen der Stein der Weisen im Rauche davon flog;

Mechaniker, denen ihr perpetuum mobile stillstand; und andere sinnreiche Köpfe, denen ihre kostbare Mühe um die Geheimnisse der Natur mißlang.

Ein vorübergehender Zuschauer (Mikrolog ist sein Name) lachte sie höhnend an und warf ihnen Verwegenheit vor. „Ei welch ein Irrgeist, sprach er, hat diese Hochmüthigen verführt, die geschlagene Bahn des Erfundenen zu verlassen, und sich in Abwegen der Neugier zu verlieren?"

Cardan, einer der Vorgesetzten über diese Schatzgräber der Natur: ertrug den beleidigenden Vorwurf nicht. „Und du, antwortete er, hast nicht vermocht zu irren. Armselige Sache, zu irren nicht vermögen! Nach unsrer Art auf Abwege gerathen, ist eines zu hohen Gemüths Kennzeichen, als daß es einer niedrigen, im Kothe sich schleppenden Seele zu Theil werden könnte. Uns gefällt zu versuchen; Du mußt glauben. Wir dörfen fragen; Du mußt glauben. Wir mögen zweifeln; Du mußt gehorchen. Wir erforschen; und dann befehlen wir Dir. Präge dir also ein, daß es keinen edleren Künstler giebt, als der durch eigne Fehler, Fehler vorauszusehen

und zu vermeiden gelernt hat; keinen edleren Naturforscher, als der, obwohl mit rühmlichen Fehltritten, die ganze Natur durchschreitet. Wenn sein Fall ihn als einen Menschen zeigte; so kam er dadurch, daß er nichts Mittelmäßiges anstrebte, beinahe dem gleich, der das Höchste erfaßte.

Das Laboratorium.

Mitten in der Stadt Kosmopolis stehet ein großes Laboratorium menschlicher Bemühungen, das durch die unendliche Verschiedenheit seiner Arbeiter die Zuschauer in Bewunderung zu setzen pfleget.

Vor anderm ist darinn merkwürdig, daß diejenigen, die sich mit Nichtswürdigkeiten beschäftigen, die fleißigsten Arbeiter sind. Da giebt es z. B. viele, die mit dem größesten Ernst Ungereimtheiten befehlen; viele, die mit ungeheurem Stolz Possen lehren; viele, die mit lächerlichem Aberglauben Altweiber-Mährchen erklären; viele, die mit Mühe und Schweiß Spielwerke sammlen, und solche mit großem Geräusch unter sich vertheilen. Bei allen diesen Beschäftigungen wird viel gestritten, viel

gezankt, meistens über einen Eselsschatten, über Ziegenwolle, über Dunst und Rauch.

Doch giebt es auch andre Arbeiter, die, indem sie sich mit nichts zu beschäftigen scheinen, die größesten Dinge vorhaben; sie arbeiten ruhend, sie lehren spielend. Lachend bessern sie und sind in Thorheit weise. Ohne Schweiß und Keichen, ohne Geräusch und Praalerei nehmen sie sich ihres Geschäfts aufrichtig an und treiben es auf dem kürzesten Wege.

Als Herkules einmal dies Laboratorium mit beiden Augen beschauet hatte, that er einen hohen Schwur, „daß in den Geschäften der Menschen alles zwar mit viel Hyperbolen, Ceremonien, Kosten, Geräusch und Lermen gemacht werde; am Ende aber sei das Meiste doch Kinderwerk, Dunst und Spiel."

Der Ruf.

Einst brachte der Ruf die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; und kein Waarenhändler hatte je mehr Beschauer, mehr Käufer.

Wie auch anders? Man bekam hier Männer zu Gesicht, die zum offnen, oder stralenden Himmel andächtig hinaufschauten; Männer, die die Landcharte mit dem schärfsten Blick ansahen; Männer, die mit Fernglas und Cirkel das ganze Naturgebäude maassen: Männer, die mit einem Gebund Schlüssel in der Hand alle Schatzgierigen zu sich einluden, und (warum gehe ich rückwärts?) Menschen, die Jupiters Blitz mit unverletzbarem Arm schleiderten, und die Erde dem Gebiet des Himmels entzogen hatten; Helden, mit der nachsehendsten Kunst Apelles gemahlt, die auch den kältsten Menschen zur Tugend aufriefen.

Von ungefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder, las ihre Titel, untersuchte ihre Embleme, ihre Lobschriften und brach in ein lautes Gelächter aus. Dann kehrte sie sich zu den Käufern und sprach: „entweder kannte ich diese Männer nicht, oder ich fand bei ihr keinem, was ich hier von ihm sehe und lese.“

Dagegen betrachtete sie auch die Bilder der Unberühmten, und hatte mit vielen derselben Mitleid. „Wie manchen Ruhmwürdigen Mann vergessen wir! seufzete sie; wie

manchen ziehen wir hervor, der ins Dunkel gehörte!“

Die Flecken.

Unachtsam wandelten einst im Garten der Wohllust einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der Gegenstände besahen sie alles und geriethen zuletzt in unterirrdische Grotten.

Da spritzten Röhren auf sie und machten sie naß; sie eilten nach Hause, und als sie sich trocknen wollten, fanden sie die Flecken von sehr verschiedener Art.

Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden.

Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatten, trockneten langsamer; ihre Kleider verlohren den Glanz.

Die endlich Wohllust und Blutdurst besprengt hatten, mochten lange und oft ihre Kleider beschämt ans Feuer hängen; die Klei-

der schrumpften zusammen und behielten ihre Makel.

Ach, sagte jemand, der zusah, „für die Flecken des Gewissens ist keine Lauge und Seife.“

P a l l a s.

Pallas schlug einst ein Büchelchen auf; ein Literator sah es und lachte. Was hast du, rief er aus, mit Büchern zu schaffen? Du, die ich eben nur in Waffen sah.“

Sie erstaunte über das bärtige Kind und sprach voll Unmuth:

Vielleicht wohnen die Wissenschaften nirgends schlimmer, als bei dir; nirgend besser als bei mir. Dir sind sie Sackträger, die Vocabelbücher schleppen; mir sind sie über Irdisches und Himmlisches Richter. Dein enger Kopf ist arm und leer, außer von Spinngewebe und Moder; ich habe zu Betrachtungen einen Pallast, zum thätigen Leben Ländereien, zu Erfindungen Wälder und Haine, wo allenthalben ich meine Gäste prächtig aufnehme und bewirthe.

„Zweifelst du daran, so denke an die Scaliger, die Dousa's, Ranzau, Hutten, Brahe, Mornai, Thuan, Welser, Enenkel; sie allein nenne ich dir aus so viel andern Namen: und der Könige und Fürsten schweige ich ganz. Haben diese bei mir minder köstlich gelebet? Haben sie dein Hunger- und Kummerleben je begehret?

Lerne also von mir, daß eine edle Abkunft mit der Gelehrsamkeit sich auch zusammen schicke, und daß es einen gewaltigen Unterschied mache, ob Wissenschaften an eine grosse oder verworfne Seele gerathen.

Das Verdienst.

Das Verdienst war Vater vieler Kinder, und doch schien es sich um ihr Fortkommen am wenigsten zu bekümmern.

Geschlecht und Reichthum stellten ihm vor, es möchte doch aus dem Beispiel Derer Klugheit lernen, die von ihrer prächtigen Hoffnung so tief hinabgesunken seyn; aber das Verdienst pries seine Thaten, die viel zu

groß seyn, als daß sie auch in Nachkommen vergessen werden könnten. Es bliebe ja, meinte es, der Welt nicht nur sein Name, sondern auch Denkmale seiner Arbeiten, seines Verstandes, seiner Nutzbarkeit zurück, die für die Seinigen wohl sorgen würden.

Die Politik lachte. „Weiß der Einfältige nicht, sagte sie, daß es der Zeit nie an Werkzeugen, daß aber Werkzeugen es oft an einer Zeit fehle, die sie anzuwenden Lust hat? Weiß er nicht, daß man hiebei nach einem andern Calcul rechne, als nach dem Goldgepräge verdienter Namen?

Das merkten sich einige Kinder des Verdienstes, die sich lieber unter jedem andern, als unter dem väterlichen Namen um Dienst bewarben; den andern diente der leere, anmaaßende, träge und verdrießliche Geschlechtsname zu nichts, als daß sie in die Luft schnappten.

Einer der Alten sahe dies und sprach: „ach, wie könnte irgend ein Mensch um die Welt Verdienst haben, da Jesus Christus selbst sich um sie so übel verdient gemacht hat!“

Die Nachwelt.

Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts als in und aus seinem Fach, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welthändel und Sitten der Zeit abgeben sollte.

Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Sitten ward nichts gesagt, hie und da nur mit Zittern und Zagen darüber ein verstohlner Wink gegeben.

Die Nachwelt hörte dies und erstaunte. Sie nahm wahr, daß durch solche List alle bösen Handlungen der Menschen begraben, daß für sie alles in Ungewißheit und Nacht gehüllet werden sollte, damit sie ja Gottlosigkeiten für heilige Sitten, Grausamkeit für Gerechtigkeitsliebe, Thorheit für sinnreichen Witz annehmen müßte.

Also bat sie einige rechtschaffene Männer zu sich und flehete sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freiheit unverfälschte, nicht trügliche Waare zukommen lassen. Der Haß, sagte sie, den Ihr darüber leidet, dau-

ert nicht lange; mit Einem Zeitalter ist er vorüber. Verwischt und vergessen sind sodann alle die nichtigen Umstände um euch her; indeß euer lobwürdiges Unternehmen, eure schöne Kunst, Angenehmes und Nützliches zu verbinden, ans Licht tritt, und die ganze Nachwelt euch mit dem gebührenden Preise ehret."

Herkules.

Als Herkules die Erde wieder besuchte, fand er auf ihr drei wilde, verderbliche Ungeheuer, Tyrannei, Sophisterei und Heuchelei.

Die erste regierte statt der Macht, die zweite statt der Wissenschaft, die dritte statt der Liebe.

Er wußte, er müsse sie überwinden; Leib und Leben war ihm dafür nicht zu theuer. Einige kleine Bestien, die jenes dreifache Ungeheuer hervorgebracht hatte, waren von ihm auch schon edel erlegt; die Mütter selbst aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Hölen ziehen, noch zum Kampf bringen: denn sie hatten sich mit der Unwissenheit umschanzet. Was Herkules gegen sie that und unternahm, war vergebens.

Da nahm der Tapfere sich einen Streitgehülfen, den Weisen: *) denn, sprach er, so lange die Unwissenheit unzerstört bleibt, können wir nie den Untergang jener Abscheulichen hoffen. Ist sie dahin, so ist „nichts Schwächeres auf der Welt, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung.“

Die Erfinder.

Auf dem Staatstheater pflegen die durch Preise hervorgelockt zu werden, die etwas Edles und Nützliches erfinden.

Unlängst trat ein Patriot hervor und versprach die Kunst, den Saft der Unterthanen, ohne daß sie es merkten, aus ihnen in ein Privatbehältniß zu leiten.

Dabei hatte er Brillen, die zehnfach vergrößerten, so daß der Faden ein Strick, der Pfennig ein Ducaten schien; sodann auch Scheidewasser, ein süsser Trank, der inwendig alles aufzehrte, von aussen aber dem Körper seine Gestalt ließ.

*) Der Verfasser nennt hier den Thomas Campanella, aus dessen Gedichten er auch diese Einkleidung genommen hat.

Da trat die Rechtschaffenheit, der Staatskunst gewisseste Rathgeberin, auf, sah die Bestie grimmig an und sprach: Jetztlebenden soll niemand schaden; dieser Bösewicht aber wüthet gegen Welt und Nachwelt. Das Fleisch will er verzehren, und zukünftigen Geschlechtern die Haut nachlassen.

„Der Kaiser August ließ seine Stadt, die er von Ziegeln gebaut überkommen hatte, von Marmor erbauet zurück; Dieser will eine goldne Stadt in Asche der Nachwelt übergeben."

Alle fielen der Rechtschaffenheit zu; der Projectmacher ward in einen flammenden Ofen geworfen, und mit seiner umhergestreuten Asche die Luft versöhnet.

Der kranke Staat.

Längst hatte der Staat die Lungensucht; längst hatte er in seinen Gliedern Schwere gefühlet, und keine Arznei wollte helfen.

Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle aber kamen darinn überein, daß der Kranke schwer zu curiren sei: denn sein Auge scheue und eckle sich an der Medicin, sein Mund schließe sich ihr,

Hände und Füße erstarrten und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möge ihn etwa noch curiren, durch Kunst oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die Armuth.

Die Armuth ward herbei geruffen; weit that sie ihren Mund auf, und sprach. Die unverschämte Schwätzerinn sprach also:

„Närrischer Kranker, warum bist du krank? Nur dadurch, daß du der Natur undankbar, ein Feind deiner eignen Glieder, der jetzigen Zeit zur Schande, der künftigen zum Spott bist. Auf! nimm die Arznei, die dir die bittre Wahrheit, die genaue Oekonomie, die arbeitsame Gerechtigkeit reicht, und du wirst genesen:

Der beschämte Kranke nahm sie und genas. Zur Verwunderung aller Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

* * *

Einem treuen, aber ermatteten Pferde ziemen nicht Blutritzende Sporne; ein guter Zuruf seines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf, als alle Stöße in seine Seiten.

Symbole.

Die gemahlte Poesie war in der Christenheit ehemals wohl gelitten gewesen und ihres Scharfsinns halber gelobt worden; sie mußte aber, ich weiß nicht weßhalb? einmal plötzlich unter die Scythen wandern. Da war sie in großer Gefahr.

Sie liebt bekanntermaassen Salz und nur das reinste Salz; die Scythen aber brauchen kein Salz, und waren der mahlenden Poesie von Natur erzfeind.

Mochte sie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, mochte sie Nebelsterne, oder irgend sonst etwas mahlen, Zahnlose Löwen, faule Bären, läßige Pflugstiere, lahme Pferde, magre Hirsche, räudige Wölfe, dumme Füchse, Adler ohne Federn, Pfauen ohne Schweife, heisere Hähne, geflügelte Schildkröten, rostige Kronen, welke Kränze, welkende Rosen, befleckte Lilien, faules Obst, angehauene Stämme, morsche Balken, morsche Kreuze, zerfallende Thürme, stumpfe Degen, zerrißne Fahnen, ausgelöschte Fackeln, verschimmeltes Brot, durchlöcherte Beutel — alles war verfänglich und verdächtig.

„Dank dem Himmel, rief endlich die mahlende Dichtkunst im Zorn aus, daß er die Freiheit der Menschen doch noch auf Eine Weise gesichert hat, durch G e d a n k e n. Denken darf man doch auch bei den Scythen, was man bei ihnen weder thun, noch reden, weder bilden, noch mahlen darf.“

D e r A u g u r.

Ein Augur begegnete einem andern Augur; des Einen Stirn war heiter; die Stirn des Andern lag in Falten und Runzeln.

„Warum runzelst du deine Stirn gegen mich? sprach der Eine; mich dünkt, wir kennen einander.“

Dörfen aber nicht: sprach der andre, von unsern Geheimnissen, wie wir sie kennen, h i e r sprechen: denn käme jemand dazu, wie bekäme ich sogleich mein Amtsgesicht wieder?

„Da thust du nicht unrecht, erwiederte jener; sonst aber weiß ich nicht, warum manchmal Amtsbrüder selbst gegen Amtsbrüder eine Geheimnißreiche, hohe Mine affectiren und damit auch die schrecken wollen, die doch eben

so gut, wie sie wissen, was hinter dem Vorhange sei. So schwäzt der Antichrist vom Schreine des Herzens, der Despot von Allgewalt, der Sophist von seiner Allwissenheit, auch gegen Ihresgleichen, gegen Kunst- und Handwerksgenossen; wie, wenn der Marionettenspieler seinen Mitgesellen hinter dem Vorhange, der die Dräte und Fäden seiner Maschiene sieht, bereden wollte, die hervorspringenden Puppen sprechen und leben."

Freilich, sagte der andre, wüßte ich davon keine Ursache anzugeben, als die Gewohnheit: wir gewöhnen uns an den Betrug so gar bald, daß er uns in kurzem zur zweiten Natur wird.

Und euch zur Strafe dient, rief ein Dritter, der unversehends dazutrat. „Die andre hintergehen wollen, müssen zulezt einander selbst schimpflich betrügen."

Unternehmung und Ausführung.

Unternehmung und Ausführung geriethen in einen warmen Streit. Jene beschuldigte diese, daß sie sich zu sehr vordrän-

ge, und sie als eine Untüchtige verlache; da doch sie, die Unternehmung es sei, die der Ausführung, ehedem viel Hülfe und Dienst erzeigt habe. Von diesem allen wolle sie jetzt nichts wißen, seitdem das Glück sie unversehends begünstigt und zu Ehren gebracht habe. Habe sie Herz, die Ausführung: so könne die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden.

Gar zu viel Herz hatte die Ausführung eben nicht. Da sie aber das Glück auf ihrer Seite hatte, so priesen viele ihren Ruhm und ihre hohen Kräfte. Die Sache kam vor erwählte Schiedsrichter; und wunderbar! die edelsten, die herzlichsten Menschen waren auf Seite der Unternehmung; die begünstigten, die glücklichen dagegen schmeichelten der Ausführung. Endlich sprachen, nach reifer Ueberlegung, die Richter also:

„Nachdem die Erfahrung gebe, daß die berühmtesten Ausführungen oft von den unberühmtesten, verachtetsten Anlässen; ein edles Unternehmen hingegen nicht anders als von einem nicht gemeinen, edlen Gemüth abstammen könne: so sei der Vorzug des Unternehmens vor der Ausführung entschieden; maaß-

sen auch der Tod eines einzigen beherzten Mannes der Welt oft mehr Nutzen bringe, als das lange Leben vieler Ausführenden, träge-befolgenden Menschen?"

Die Quelle.

Eine reiche Quelle floß auf öffentlichem Platz; ihr Wasser ward zu vielfachem Gebrauch der Menschen hie und dorthin abgeleitet, in den Pallast, in die Häuser der Kranken und Gesunden, in die öffentlichen Gebäude. Nirgend fehlte Wasser, jedem Ort floß es in seinen Röhren zu.

Da ließ sich der, der den Pallast bewohnte, von den Künstlern einreden, in seinem Pallast einen prächtigen Brunn aufzuführen, aus dem fortan durch geheime Röhren das Wasser jedermann mitgetheilt werden sollte; und zwar sollten Thierfiguren in mancherlei Gestalt es hie und dort ausspritzen.

Damit dies ins Werk gerichtet werden könnte, wurden die Röhren, die von der öffentlichen Quelle leiteten, zuerst vermindert, nachher ganz weggethan, und zuletzt alles Wasser in den Pallast geleitet.

Aber siehe, ein Wunder! Der Brunn des Pallasts trocknete aus; und doch konnte man davon keine Ursache finden, weder im Himmel noch auf der Erde.

Die Physiker wurden gefragt: da trat Einer hervor und sagte: „Wundert euch nicht, meine Brüder. Des heiligen Wassers Natur ist diese, daß wenn es zur Privatquelle werden soll, es austrockne und sich in die Erde verliere; ja wer nur mit ungeweihtem Munde es berühret, dem wird es die Eingeweide verzehren."

Die Staatsraison.

Im Staat sahe man Tag für Tag etwas ändern; man verwunderte sich, dorfte nicht tadeln, und doch blieb es schwer zu begreifen, wie unsrer Vorfahren Gesetze und Gewohnheiten so sehr in Miscredit geriethen, daß man an ihnen täglich meistern und bessern müsse.

Endlich ergab es sich, daß eine neue Regierungsformel ins Land gekommen sei, die sich Staatsraison nenne; der stehe es frei, göttliche und menschliche Rechte zu bre-

chen, weder auf Eid, noch Schaam, noch Gewissen Rücksicht zu nehmen, wenn nur der Staat, dem sie dienen solle, consolidirt werde.

Das Volk staunte zu dieser gehäßigen Frechheit, und wußte nicht mehr, was es thun solle? womit man an ihm zufrieden wäre? Jede Stunde gab es Sich selbst, das Seinige und die Seinigen den Beschlüssen einer billigen oder unbilligen Staatsraison Preis.

So trieb die Staatsraison ihr Werk fort; ein Tag vernichtete den andern, ein Gesetz, ein Decret das Andre, bis endlich ein des göttlichen Rechts Erfahrner seinen Mitbürgern Muth zusprach: „fasset Herz, ihr Brüder, sprach er, es giebt noch eine höhere Staatsraison in der Welt, deren Werk es ist, alle ungerechte, frevelnde Staatsraisons zu ihrer Zeit mit Schauder zu vernichten.“

Ohne

Die Republik bemerkte, daß Viele ihre Aemter ohne Würde und Rechtschaffenheit verwalteten; sie sann also darauf, bessere Menschen an ihre Stelle zu bringen, und untersuchte deßhalb genau ihr Betragen.

Da sahe sie, daß das einzige Wörtchen Ohne viele besudelte; sie sah Priester ohne Beruf, Richter ohne Kenntnisse, Gelehrte ohne Beurtheilung, Fleißige ohne Ueberlegung, Reiche ohne Gewissen, und ferner.

Um ihnen ihre Unschicklichkeit und den Schaden, den sie stifteten, vorzuhalten, schrieb sie ihren Mängeln in einer Tabelle Vergleichungen bei, deren wir einige hersetzen wollen.

Regenten ohne Gerechtigkeit; Ströme ohne Wasser.

Ein Reicher ohne Milde; ein Baum ohne Frucht.

Ein Jüngling ohne Gutartigkeit; ein Haus ohne Dach.

Ein Gelehrter ohne Ausübung; eine Wolke ohne Wasser.

Ein Weib ohne Zucht; eine Speise ohne Salz.

Ein Vernunftlehrer ohne Wissenschaft; eine Feder ohne Tinte.

Kenntniß ohne Anwendung; ein Rauch ohne Feuer.

Unternehmung ohne Kraft: ein Flug ohne Flügel.

Geschicklichkeit ohne Gönner; eine Erde ohne Thau.

Ein Vorsatz ohne Beständigkeit; ein Uhrrad ohne Gewichte.

Die Verstellung.

Die Sterndeuter eines gewissen Orts sahen voraus, daß ihrem Vaterlande aus einer unglücklichen Constellation eine große Vernunftverwirrung bevorstehe. Sie begaben sich also am gefährlichen Tage hinweg und wagten es, bei gesundem Verstande zu bleiben, damit sie diesen nachher ihren verunglückten Mitbürgern wieder geben könnten.

Die bethörende Kraft der Planeten wirkte; unsre Weisen kamen zurück, und suchten jetzt durch die genauesten Vorschriften die alten vernünftigen Sitten, Gewohnheiten, Kleider, Studien, Lebensweise wieder einzuführen, und ihre schwärmenden Mitbrüder zu heilen. Aber vergebens. Diese standen mit solcher Wuth gegen sie auf, daß den Weisen nur unter Einer Bedingung das Leben gelassen würde, nämlich sie müßten sich den Sitten der Thoren in Allem aufs genaueste bequemen.

Von jetzt an verbargen sie ihre Weisheit und sprachen davon nur unter sich, heimlich; öffentlich mußten sie Beifall geben, zuklatschen, schwätzen, sich dem größten Narren als der ersten Stütze des Staats unterwerfen, seine, auch die ungereimtesten Handlungen mit vollem Munde loben — sie mußten.

Die Waage.

Menschen haben die böse Gewohnheit, daß wenn sie jemand lieben, sie alles, auch die unnützesten Kleinigkeiten an ihm bewundern; hassen sie ihn, so wird auch das Lobwürdige an ihm getadelt.

Diesem Uebel wollte die Königin der Sitten, die Philosophie, steuren. Im Vorhofe der Vernunft ward also eine Waage aufgehängt, deren Eine Schaale das Gute, die andre das Böse wägen und durch das Uebergewicht der Einen oder der andern Lob oder Tadel bestimmt werden sollte. Der geschickteste Waagekünstler, Archimedes, ward zum Aufseher darüber gesetzt, damit ja kein ungerechtes Pöbelurtheil aufkommen, und einen Unschuldigen drücken könnte.

Alle diese Sorgfalt der Philosophie fruchtete wenig. Die Menschen konnten nicht dahin gebracht werden, zu loben, wenn sie sich vorgenommen hatten zu tadeln, zu tadeln, wer einmal der Gegenstand ihrer Bewunderung war.

Da stand ein Christ auf und zeigte ihnen, „das Gute in einem Menschen sei Gottes Gabe, das Böse an ihm eines bösen Geistes Werk. Jenes müsse man ehren, dies bedauren, und bei beiden den Nächsten tragen, wie er auch wäre, und mit Klugheit ihn etwa bessern.“

Dem stimmeten mehrere bei, und als sie gefragt wurden, wie sie dies sonderbare Gesetz bei sich in Uebung bringen könnten, antworteten sie: gar leicht! Denn eigentlich sei jeder Mensch wohlthätig. Der Gute sei uns liebenswürdig, der Böse merkwürdig; der Freund ein Gefährte, der Feind ein Lehrer; der Offene uns ein Gesellschafter, der Falsche ein Wächter.

Der Knote.

Adrianus Romanus, ein Belge, flocht aus Stricken der Algebra einen Knoten, den er für verflochtner als jenen Gordischen hielt, und ihn daher mit großer Pralsucht der ganzen mathematischen Welt zur Auflösung vorlegte. Franz Vieta, der Gallier, sah und lösete ihn: er lachte über die Eitelkeit des Mannes.

Das brachte dem Vieta vielen Ruhm; man glaubte, einem solchen Kopf sei nichts unauflöslich.

Als unvermuthet ein andrer Knote vor ihn gebracht wurde, aus eisernen Dräten geflochten; es war Machiavells Fürst.

Der Knote war voll Stacheln; nur mit Handschuhen konnte er berührt werden; ein inneres Feuer durchglüht ihn, und wie durch magische Kraft waren seine Fäden in einander verwebet. Dabei war er so schwer, daß die Hand vor ihm niedersank; so blitzend, daß das Auge über ihm stumpf ward. Vieta schwitzte, rief alle seine Kunst; die ganze Analyse zu Hülfe; umsonst! er verzweifelte an der Auflösung.

Da nahm er im Zorn den Hammer zu Hülfe; die Funken sprangen umher; er war in größester Gefahr und sah am Ende, daß ein Geflecht, in welches arme Unterthanen verstrickt sind, weder zu zerschlagen, noch aufzulösen sei. Es sei gar nicht zu behandeln.

Und sprach: „was durch Kunst zusammengesetzt ist, kann durch Kunst aufgelöset werden. Ein Gewirre aber, das Gewaltthätigkeit, Betrug, List und ihres gleichen in Eins schnüren: das wolle kein Mensch, das möge Gott auflösen!„

Man muß.

Die Impersonalien kamen einst zum Landtage zusammen und faßten ziemlich billige Rathschläge. Das „es ist billig, nützlich, erforderlich, nöthig, es ziemt sich, es pflegt, es ist bekannt, es ist besser, es ist Sitte, Vertrags, Rechtens u. f. sprachen zuerst friedlich mit einander; bis auf Einmal der Minister „Es gefällt" erschien, seinen Plan vorlegte und darüber in Stimmen zu gehen antrug.

Die Impersonalien geriethen alle in Verlegenheit; sie stellten vor, man müße Verträ-

ge der Vorfahren respectiren, auf die Nachkommenschaft Rücksicht nehmen, „es sei schwer, es sei unmöglich.“ Alles vergebens. Der Minister „Es gefällt“ hatte einen Substituten mit sich „Man muß.“ Sogleich hörte alles Ueberlegen auf; das Wollen mußte dem Muß seufzend sich fügen, und alle Impersonalien baten Gott den Herren, daß des leidigen „man Muß“ wegen der Nachwelt nur ihre Namen nicht auch mit Schimpf und Schande genannt werden müßten.

Geduld.

Einst kamen die drei Kunstrichter der Welt zusammen. Der erste war der Klagende, dem der ganze Zustand der Menschen Plage und Elend schien. Der zweite war der Unruhige, der allenthalben sich dem Uebel entgegen warf und mit der Natur der Dinge selbst es aufnehmen wollte. Der dritte war der Lachende, dem alle die Singchöre von Nichtigkeit, Posse und Verwirrung ein Vergnügen machten.

Oft pflegten sich diese drei, wie dem Uebel zu steuren sei, zu besprechen; sie konn-

ten aber selten zu einem Schluß kommen: denn ihre Meinungen stießen zu hart gegen einander.

Endlich ließen sie auch den Sokrates und Epiktet zu sich, die ihnen vor allem andern Geduld anriethen. Geduld, sagten sie, ist die beste und einzige Arznei, Uebel dieser Art zu heilen oder zu lindern. Geduld, sagten sie, die ruhig in Gott, mit Menschen gemäßigt und mitleidend handelt, vor Bösen vorsichtig sich hütet, der Eitelkeit sich entzieht; sie erreicht wenigstens Das allenthalben, „daß sie nur das Gewisse glaubt, nur das Gute ausübt, dem Eiteln entsagt, der Schminke spottet, der Uebermacht weicht und das Uebrige — erträgt.„

Das Todtengericht.

Minos, der gerechte Richter der Todten, erkennt mit großem Scharfsinn den menschlichen Verbrechen ihre Strafen zu. Oft gehn die Seelen aus dieser Welt ungestraft hinunter; sobald sie aber vor ihm erscheinen, sieht er an ihren Flecken, was jede verübt hat, und spricht sein Urtheil. Die Mächtigen wer-

den gemeiniglich den ungeduldigsten Herren zu Theil, und lernen gehorchen. Vielwissende Schwätzer verstummen, bis sie von Weisheit bersten. Hochmüthige gerathen in den Koth; Lügnern werden die Zähne sehr unsanft entnommen; Wollüstige peinigt ein ewiges Eis, Verläumder ein ihnen verhaßter Glanz; Neidige müssen bei Glücklichen wohnen und sich an ihrer Seligkeit quälen; Geizige nägt ein unersättlicher Hunger; Neugierige irren in ewiger Nacht; Heuchler peiniget die lautredende Wahrheit. Und wer könnte jede Art der Strafen erzählen? Gnug: jede Ausschweifung wird durch ihr Gegentheil gestraft.

Dieß hörte ein Rechtschaffener und sprach: So lohnt es denn auch, Gutes zu säen, damit wir Gutes ernten: denn wie jedes Laster durch sein Gegentheil gestraft wird, so lohnt jede Tugend sich durch sich selbst.

Der Samariter.

Ein Jüngling wollte aus der Königsstadt des guten Rufs in ein Städtchen menschlicher Gesellschaft reisen. Er zog auf offner

Straße mit gutem Gewissen daher und fiel unter die Mörder. Verläumdung, Neid und Betrug griffen ihn an, nahmen ihm alles, was er in seinem vorigen Leben Rechtschaffenes erworben hatte; selbst seine Kleider, an denen man etwa den ehemals Guten erkennen könnte, zogen sie ihm aus, schlugen ihm tiefe Wunden boshaftiger Lüge, und ließen ihn liegen im Todeskampf mit der Schande.

Ungefähr begab es sich, daß Landsleute die Straße zogen, die mit dem Verwundeten auf mehr als Eine Weise in Verbindung standen. Sie sahen ihn, murmelten etwas, (ob mitleidig oder scheltend, weiß ich nicht,) und gingen vorüber.

Verwandte kamen nach ihnen, die Ein gemeinschaftliches Blut mit dem Verwundeten hätten fühlen sollen. Sie fürchteten, angeflehet zu werden, und eilten vorüber.

Endlich kam Einer von denen, die, der Welt verhaßt, den Lohn heiliger Thoren verdienen, und sahe den Armen. Er war von einer fremden Secte; demungeachtet aber erbarmete sich der Wanderer des Jünglings, lief zu ihm und verband ihm seine Wunden, goß scharfen Wein, linderndes Oel hinein,

hob ihn auf sein Lastthier der Duldung und brachte ihn in die Herberge eines ruhigen Nachdenkens. Er zog zwei Groschen hervor und gab sie dem Wirth, daß er ihn pflegete und ihm zum Licht, zur Gesundheit verhölfe. Wer unter den dreien, ihr Menschen, war der Nächste dem Jünglinge, der unter die Mörder gefallen war? So gehet hin, und thut deßgleichen.

Der Zweifel.

Nichts ist gefährlicher, als zweifeln zu wollen, wo alles vest und gewiß ist.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von feinem Verstande, von untadelhaften Sitten, ein gewissenhafter, bescheidener Jüngling; nur daß er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu sorgfältig seyn mochte. Sein Name war Zweifel.

Zuerst gab er sich in die Schule der Theologen, sah ihre Uneinigkeit, zweifelte, und ward als Ketzer und Heide verbannet.

Er ging zu den Staatsklugen, fing ihre Staatsgeheimnisse nur leise und leicht zu un-

tersuchen an. Er zweifelte, und ward als Rebell Landes verwiesen.

Von da kam er zu den Gelehrten. Er hörte ihre genaue Kenntniß, die sie vom Himmel und Erde, von der menschlichen Seele und ihren Organen hatten, zweifelte; und man warf ihm seine Dummheit vor, man stach mit Federmessern auf ihn, und warf ihn aus dem gelehrten Kreise.

Endlich gieng er zum Volk. Kaum aber daß er sich merken ließ, er wünsche ihre Sitten sanfter, ihre Sinne weniger roh; so hieß er ein Schwärmer und ward gar aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen. „Im Kerker, sprach man, geniesse er seiner Weisheit; nur wolle er unsre Ruhe nicht stören!"

Von aller Welt verlassen, war es umsonst, daß er sich auf Gewissen, Vernunft, Rechtschaffenheit berief; er wolle keine Ordnung, keine Ruhe stören. — Er flehete Tauben; alle Stände der Menschen waren gegen ihn hart und ungerecht; nur Eine Zuflucht blieb ihm übrig, zu Gott, der das Innre kennet.

Der gerechte Richter hörte den Armen und sandte ihm seinen Boten, den Tod. Der befreiete ihn aus dem Kerker, und foderte ihn

vor des Ewigen Richtstuhl. Da wird Klage und Antwort gehört, da wird, was recht und billig ist, gesprochen werden!

Die Edelgesteine.

Noch wäre der Betrug erträglich, wenn er nur nicht so kostbar wäre. Aber da stehn die Betrüger mit gefärbtem Glase, mit falschen Edelgesteinen; und pralen, und lassen sich theuer bezahlen.

Dieser Edelstein ist die Weisheit, jener die Stärke; dieser die Gesundheit; jener das Glück; dieser heißt langes Leben, jener Sicherheit, Liebe u. f.

Da dränget sich der Haufe um die Bude umher, und verschwendet sein Geld. Der kühne Schwätzer schwatzt, der Thörichte glaubet; der Betrüger lacht, der Betrogene glaubt vester; Wahrheit wird Irrthum, und Eitelkeit geschätzt.

Eine solche Bude sah einst ein Christ, und fragte, ob etwa auch der Edelgestein der Rechtschaffenheit, der Geduld, der Bescheidenheit zu Kauf wäre?

Der Juwelenhändler lachte. „Bey mir, o Thor, suchst du Steine, die du in jedem Koth findest?“

Der Christ erschrack, entschlüpfte mühsam dem Haufen und sprach zu sich selbst: „lebe wohl, du gläserne Glückseligkeit, die mit falschem Schein das Auge verblendet! Wenn du zu Boden fällst, zerbrichst du.“

Einfalt und Wahrheit.

Die Vorzeit in ihrer einfältigen Tracht traf auf ihre Enkelin, die Nachwelt, ein freches und leichtsinniges Mädchen.

Sie wunderte sich über ihre üppigen Kleider, über ihre leichtfertigen Gebehrden und fing an zu murmeln. Diese aber, rüstig mit ihrer Zunge; warf der Großmutter Dummheit, Plumpheit vor, und strich dagegen ihrer Denkart, ihrer Beredsamkeit, ihrer Händ' und Füße, ihres ganzen Körpers Leichtigkeit und Cultur hoch hinaus.

Die Alte konnte nicht einsehen, was denn das Sublime, Besondre und Ausgesuchte sei, das ihr fehle und die Nachwelt besitze. Da brachte diese ein so krummes, verdrehtes, ge-

färbtes Ding hervor, daß man ihm kaum einen Namen, geschweige Lobsprüche zu geben wußte.

Ernst und verachtend sah es die Alte an, und sprach: Schäme dich, Leichtsinnige! Ist dies das Glück deiner Zeit? Ist dies der Fortgang deiner gerühmten Feinheit? Als ob ich das Alles nicht gekannt hätte! Ich schwöre dir: Hundert und tausendmal ward das zu meiner Zeit erdacht, aber sogleich verworfen; tausendmal versucht, aber sofort eitel und nichtig befunden; es wollte sich einschleichen, und ward hinausgestoßen, bis ich endlich durch lange Uebung und durch die gewisseste Erfahrung lernte: „Nichts sei so sicher, so beständig, so angenehm, so vortheilhaft für dieses und jenes Leben, als Einfalt und Wahrheit."

Die Hinkenden.

Nichts Hinkendes oder Verstümmeltes sollte Gottes Altar dargebracht werden; so lautete einst das strenge Gebot, woran unsre hinkende Zeit streng' erinnert wurde.

Täglich ergingen also neue Befehle, die aber niemand achtete, niemand ins Werk setzte, z. B. „Was jemand befiehlt, soll er selbst auch befolgen; wie er lehrt, soll er thun; was er lieset, soll er verstehen; nachdem er wahrnimmt, soll er urtheilen; was er lernt, soll ihn belehren; was er weiß, soll er mittheilen; nachdem er hat, soll er geben; nachdem er empfindet, sprechen; nachdem er liebt, helfen; nachdem er selbst dient, Dienste fodern."

Die heilsamen Befehle dieser Art wurden so wenig befolgt, als andre. Und damit man die Unterlasser nicht Ungehorsams beschuldigen könnte, wichen die Hinkenden der Vorschrift damit aus: „es geschehe doch alles, wenn gleich nicht genau nach der Vorschrift; der Zweck werde dennoch erreicht. Es seyn nämlich andre, die befehlen, andre die gehorchen; andre die lehren, andre die thun und s. Durch diese wunderbare Verschiedenheit der Menschen werde mehr ins Werk gerichtet als durch jene lästige Verbindung der Pflichten."

So kam das alte Gesetz Gottes durch eine menschliche Novelle in Verjährung.

Das hörte Augustin, das Muster eines ächt rechtschaffenen Lebens. Er wandte sich zu

den Seinigen, und sprach klagend: „wohl reden, und übel leben; was heißt das anders, meine Brüder, als sich mit eigner Stimme verdammen und überweisen?“

Der Fußsteig des Lebens.

Auf jenem engen, unebenen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weißen, saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte; plözlich befällt sie ein Schwindel; sie stoßen ans kleinste Steinchen, fallen, und beflecken ihr hellglänzendes Kleid.

Andre werden wie von Geißeln getrieben; sie setzen über Felsen und Klüfte, und haben nicht Zeit zu schwindeln. Sie kümmerten sich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen sie ihren Weg dahin.

Einige von scharfem Gesicht, sehen vorwärts, sehen umher, sehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter; indeß andre sogar zurück zu gehen und etwas Andres im Sinne zu haben scheinen; und kommen doch vorwärts.

Diese laufen, eilen, schwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder; jene scheinen müssig und ruhig, und kommen fort.

Einige fasten und martern sich ab, daß, wenn sie jetzt frisch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen. Andre geniessen die Gaben der Natur, und streben hinauf zum Himmel.

Kurz. Menschliche Vorschriften und Regeln helfen bei dieser Wanderschaft wenig; auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfalt des Geschöpfs kommt Alles an.

Die Unschuld.

Die Unschuld hatte dadurch gefehlt, daß sie recht gethan hatte, und ward deßhalb vor Gericht gefordert.

Unerschrocken trat sie vor dasselbe, weil sie die Richter nach sich selbst beurtheilte; sie sahe diesen, jenen, einen dritten an, die sie einzeln für gute Männer gehalten hatte, und konnte nicht anders denken, als daß sie jezt verbunden auch die billigsten Richter seyn müßten.

Da waren Gotteslaugner, die im Ruf einer unabläßigen Andacht standen; Blutsauger, die das Recht sprechen, Barbaren, die

alles wissen, Blinde, die von Farben urtheilen sollten. Denen allen vertraute sich die Unschuld sicher an; ach aber, wie sehr hatte sie sich betrogen!

Sie hatte die Guten gelobt, die Bösen getadelt; und sahe jetzt, daß die, die sie für die Guten gehalten hatte, sich des Tadels der Bösen als ihrer eignen Sache annahmen, mit dem Lobe der Guten dagegen gar nicht zufrieden waren. Kaum wollte sie ihren Augen trauen, da sie sah, daß andächtige Männer die Andacht mißbilligen, gerechte Männer der Billigkeit entgegen streben, gelehrte Männer Wissenschaften verachten, das unterdrückte Volk seine Freiheit verabscheuen könne; sie stritt mit sich, und ward beinahe an sich selbst irre, daß sie mit ihrem Urtheil den besten Männern so habe mißfallen mögen.

Den Nebel zerstreute ihr aber die edle Jungfrau, Rechtschaffenheit, tröstete die Unschuld und hieß sie mit der heitersten Stirn das unbilligste Gericht erwarten. Denn, sagte sie, wisse diese Maxime, Schwester: „Männer, die jeder für sich der Unschuld nichts anzuhaben wagen, können, wenn sie im Collegium oder sonst mit andern vereint sind, oh-

ne Gewissen ihr Schimpf und Schande anthun."

Viel und Wenig.

Ein Jüngling von edlem Gemüth wollte zur Königsstadt des Glückes hinauf; und wo er von jemanden hörte, der des Bergansteigenden Weges kundig sei, den glaubte er, darüber fragen zu müssen.

Und allerdings fanden sich viele, die ihm mit großer Zuversicht die Reise vorzeichneten, Philosophen, Politiker, Mönche, Einsiedler, Zauberer sogar, und die einen Vorschmack der Gottheit enthusiastisch träumten.

Von allen Seiten Reisecharten gnug; wie er aber nach ihrer Vorschrift den Weg antrat — Wunder! wie oft stieß er an; wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, an welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stuben-Wegweisern, die in ihrem Kopf Weg und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemessen haben.

Endlich bemerkte er von weitem einen einfach gekleideten, schlichten Mann; den suchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz ausser Athem trug er ihm sein Unglück vor, und

wie wunderte sich der fremde Mann, da er alle diese verwegnen Vorschläge anhörte.

Bisher bist du irre oder gar rückwärts gegangen, sprach er; willt du mir aber folgen, mein Freund, so thue es und merke dir zu unsrer Reise nur die zwei Worte, viel und wenig.

Siehe viel; bewundre wenig. Höre viel; glaube wenig. Wisse viel; sprich wenig. Lies viel; schreibe wenig. Untersuche viel; behalte wenig. Dulde viel; billige wenig. Meide viel; fürchte wenig. Erwarte viel; hoffe wenig. Bedecke viel; haße, rüge, verlache wenig. Ueberlege viel; beschließe wenig. Laß viel zu dir; weniges liebe. Arbeite viel; befiel wenig. Bete viel; lehre wenig."

Der Jüngling gehorchte und reisete glücklich.

Das Herz und die Zunge.

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwätzet die Zunge gern, erlaubt sich alles, und will den Namen ei-

ner beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davon tragen.

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die schamlose Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So schwatzte die Zunge einst in begünstigten, glücklichen Zeiten; wer aber diese Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andre, schwerere Zeiten erlebt und sich unter den Schrecknissen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienst unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwiesen.

„Vortreflich! rief es jetzt der Schwätzerin Zunge zu, weil du einmal im Reden bist, rede! Erinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heucheltest, schmeicheltest, logest, krochst und schändlich dientest. Da bat ich dich, meine Dolmetscherin zu seyn, und du erschrackst. Jetzt bist du eine Herzlose Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, sondern weil dirs so wohl behagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, so wird bald wieder der Winter

da seyn, da du mit allen Fröschen aufs neue verstummest.“

Die Zunge schwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wissenschaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wissenschaft oben auf dem Gipfel eines Berges stehe; wo irgend sie also ein Häuschen auf einem Hügel wahrnahm, da eilten sie mit großem Geräusch hin, und begehrten eingelassen zu werden.

Wie sehr betrogen sie sich! Der Weg zur wahren Burg hebet sich nur allmählig; er führt durch mehrere verschlossene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, ist die erste Herberge; da wird den Knaben zuerst die Zunge gelöset und sie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen sie diese Spracheen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichsam, mit allen seinen Gliedern geübt, anatomirt, behende und schlank gemacht wird. Jetzt wandern sie höher hinauf, um sich an Maas, Zahl und Gewicht

zu versuchen und zu jedem Gewicht tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen: sie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorsteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallast der Wissenschaft; er liegt dem Himmel nahe, und schaut die weite Erde tief unter sich. Diese betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabensten Geister, Gottes selbst, genießen, das ist der Gipfel der Wissenschaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm sind die, die auf einem kleinen Hügel sich ein Thürmchen erklimmt haben, von da sie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabsehn, und sich im Olympus dünken.

Antipathieen.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilsame, das sie den Geschöpfen einpflanzte, sondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem sie Gifte unschädlich machte. Der Mensch, ihr erstes Geschöpf, der Ausleger ihrer Kräfte soll ihr dies Lob sagen.

Solch ein Dankfest der Natur ward irgendwo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte sein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen setzte er schreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken sollten. Den Hinterhaltigen gab er ein Gewissen, das sie inwendig nage. Den Allwissern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforschlich, sie wenigstens zu einiger Schaam brächten. Wollüstige hielt er mitten im Lauf nach Wollüsten durch Krankheiten zurück; Geizigen stellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre sichersten Hoffnungen oft unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das sie unter andre, die sie verachteten, tief hinabsetzt. Dem anmaaßenden Stolz schuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freyheit, dessen unbesiegter Muth sich kein ehrloses Stillschweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närrische Leichtgläubigkeit, keine schändliche Dienstbarkeit gebieten läßt. Der größesten Macht des Bösen endlich setzte er das Kreuz, aufs

opfernde, tapfere Geduld, entgegen, mit dem ein Christ, wie ein zweiter Herkules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod.

Der Auszug der Theologie, der Inbegrif der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschengeschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erschien.

Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandne im Grabe gelassen hatte; und so ging er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Fallstricke; er berief sich blos auf jedes Menschen inneres Zeugniß: „wie? ist nicht Gott euer Vater? seyd ihr also nicht das edelste Geschlecht? unter Gottes Obhut sicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geschlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freiheit auf und löset das Band der Bruderliebe? Ihr haltet

an dem vest, was euch nur geliehn ist, und schaudert, Unsterbliche, für dem Sterben?"

Er predigte Tauben; und nachdem jeder seinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und setzte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu seinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? den Hohen demüthig seyn, den Sophisten schweigen; Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begrenzen, Zornigen sich versöhnen, Wollüstigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben. Glücklich sind die Armen! sie werden reich; die Traurigen, sie werden getröstet; die Duldenden, sie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn.

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott ists, der die Todten erweckt; es sei dann, daß er seiner Lieblinge Einem diese Wundergabe verleihet. Unsre Pflicht ists, verstorbene Heilige zu ehren, und sie als Wohnungen himmlischer Geschenke andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einst viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben sei; man scharrte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkostbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte standen: zu meiner Zeit! —

Man hob den Deckel auf und sahe einen Leichnam, zerfetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich scheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balsam, sondern mit Unrath eingesargt und versenkt hatte.

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine schöne, eherne Tafel mit dieser Inschrift:

Ich, die Wahrheit,
Gottes Tochter;
durch Satans Trügerei,
der Welt ansteckend Gift,
durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Priester Trägheit,
der Staatsmänner Bosheit,
durch Leichtsinn der Geschichtenschreiber,
durch der Gelehrten Narrheit,
und durch des Volks Stupidität
ermordet,
lieg ich hier
im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren siehet mich
die Sonne wieder.
Sey mir gegrüsset, Nachwelt!

Als diese Grabschrift bekannt gemacht wurde, mischete sich Schmerz mit Freude. Man schalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und sie darin wiederum prächtig und kostbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die stolzen Worte dazu gefügt.

Wären Wir
zu unsrer Väter Zeit gewesen;
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit.

II.

Ueber
die vorstehenden Parabeln
und
die nachfolgenden Gespräche.

Den Verfasser dieser Parabeln hat die Vorrede genannt; das bald folgende Andenken an ältere Deutsche Dichter wird von ihm etwas Mehreres anführen. Jetzt wollen wir nur von zween seiner Arbeiten reden, den vorstehenden Parabeln, und den Gesprächen, die diesem Aufsatz folgen.

Die Parabeln nannte ihr Autor Apologen. Er hat ihrer nicht weniger, als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine christliche Mythologie, oder Bilder von Tugenden und Lastern des menschlichen Lebens nannte. Schon diese Erklärung zeigt, daß es dem Verfasser um eigentliche äsopische Fabeln nicht zu thun war. Wenige seiner Dichtungen grenzen an diese Fabel: die meisten gehen auf Sinn- und Denkbilder, (Embleme) auf Allegorien, auf Personificationen hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andreä lebte, (was Kunst und Dichtkunst anbetrift,) in Zeiten, da man die Embleme sehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemählden mancher großen Künstler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. auch in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch = emblematischer Bücher und Verzeichnisse erscheint zu Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig dergestalt auszuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit entweder zu groß, zu mühsam oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten, simpeln Vor-

stellungen satt, und weil man sie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein genug sprechen zu können, zumal wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bei politischen Gegenständen. Da wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumahlen. Die große, offene Poesie erlag also unter Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst verbarg sich in Embleme.

Es wird anderswo Gelegenheit seyn, den Geist der reinen griechischen Allegorie von emblematischen Schatten späterer Zeiten näher zu unterscheiden; hier bleiben wir bei den Sinn- und Denkbildern, von denen wir reden. Andreä, der die Italienische und Spanische Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccalini auf ihn viel gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte: so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dies Fabelgewand, nicht um sie müßig oder gar üppig auszuzieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, trauete er schon einen feineren, billigeren Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen viel zu viel zugetrauet habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht mblematisch gnug geschrieben. Bei einem sol-

chen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarei; der Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.

In Ansehung der Composition bin ich also weit entfernt, die Denkbilder des vortrefflichen Andreä zur Nachahmung zu empfehlen. Vielmehr können sie dem Lehrer des guten Geschmacks, wenn er nichts besseres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich seyn, seinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen, und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt z. B. diesem Apolog, daß er keine ächte Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild ist? Wodurch ward diese Allegorie gestört? wodurch ward jene Personendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die sinnliche Vorstellung? welcher feine Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieser Dichtung, aus jenem

Emblem ein klares schönes Epigramm werden? Wie faßt man diesen Edelstein simpler? — Solche und mehrere dergleichen Fragen kann man sich selbst und andern vorlegen, gewiß zur Reinigung und Bildung des Geschmacks, zu Schärfung und Veredlung unseres poetischen Urtheils. Dem guten Andreä kommt dabei nichts zur Last; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle seiner Zeit, besonders seines Landes, sein Herz ausschütten, und sein moralisches Urtheil äussern, mit nichten aber ein Lehrer oder ein Stern der Dichtkunst werden.

So fort ergiebt sich, warum ich, wenn ichs auch gekonnt hätte, seine Dichtungen in Absicht der Composition nicht habe ändern mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren diese Stücke übersetzte, gewiß keine Satyre meiner Zeit schreiben, und mag es jetzt noch minder; ich wollte den alten Andreä zeigen, wie er ist. Warum sollte sich unsre Zeit nicht freuen dörfen, daß viele Laster und böse Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben schildert, in ihr nicht mehr, wenigstens nicht in der scheußlichen Blüthe herrschen, in der sie damals stolzirten? Warum sollten wir

uns nicht freuen dörfen, daß die Unduldsamkeit der Theologie, der Scholasticismus der Philosophie, das harte Joch der Schulen, die rohe Wohllust der obern Stände, der grobe Despotismus der Höfe, wo nicht allenthalben vertilgt, doch wenigstens allenthalben so geschwächt sind, daß wir in Manchem über die Zeiten Andreä mit einer Art frohen Schauders erstaunen mögen? Sey es ferne von uns, in solchen Gemählden den Maler seiner Zeit als einen Trübsinnigen zu schelten; vielmehr wollen wir Gott danken, daß er uns die beschwerliche Arbeit erließ, und uns in lichtere oder leichtere Zeiten versetzte. Gar zu leicht indessen wollen wir auch hier die Sache nicht nehmen: denn nach Andreä Meinung ändern sich zwar, aber sie bessern sich nicht, die Zeiten. Vielleicht ist manches jetzt, wie es damals war; nur ist's bei uns feiner oder versteckter. Die Decoration ist anders; aber dasselbe Schauspiel wird fortgespielt in einem späteren Act. Diese Vergleichung zu veranlassen, (warum sollte ichs verhelen?) ist die vornehmste Absicht, weßhalb ich diese Embleme und die folgenden Gespräche bekannt mache; selbst auch die Ur-

sache, warum ich jene Parabeln, diese vaterländische Gespräche genannt habe.

Bei jenen nämlich schien mir das Wort Dichtungen, Fabeln zu unbestimmt; der Name Embléme (Denkbilder) war dem abwechselnden, geistreichen Werk zu enge; Apológ, Mährchen, welchen Titel der bescheidene Andreä wahrscheinlich dem Ochin abborgte,) war gar nicht zu gebrauchen; wie also, meinte ich, wenn diese vermischte Gattung von Fabel und Emblem Parabel hieße? Parabel ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung; sie hat also etwas Emblematisches in sich. Ueberdem gehet sie den Gang der Fabel, und maaßt sich sehr freie Schritte in diesem Gange an, indem sie oft mehrere Lehren verbirgt, und sich nicht, wie die äsopische Fabel an Einer derselben begnüget. Die gemeinsten Dinge des Lebens, so wie Engel und Geister einer andern Welt, können in ihr erscheinen; warum also sollten nicht auch Abstraktionen und Personificationen in ihr erscheinen dörfen? Kurz Parabel ist eine

Gattung Gedichte, die zwischen der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Personification in der Mitte liegt, und wenn sie enthüllt wird, die schwersten und leichtesten Denksprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen also diese vermischte Dichtungen Parabeln heißen.

Dies mögen sie denn auch, meinte ich, für unsre Zeit seyn; in der Welt nichts als Gleichnißreden, die Andreä aus seiner, für seine Zeit machte, und die der unsrigen nur als alte Parabeln vorkommen sollen und vorkommen werden. Mich dünkt, ich höre und lese bereits: „Gottlob, daß das alles nicht „mehr auf unsre Zeit passet! wie weit sind „wir voran!" und freue mich darüber, und sage auch Gottlob! Und dennoch bitte ich diese alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachsehender Geduld zu lesen. Denn eben zu Vergleichung unsrer mit jener Zeit wollte ich Anlaß geben. Je schärfer diese geschieht, je rühmlicher sie für unsre Zeit ausfällt; desto besser. Nur verzeihe man mir, daß ich den alten Andreä in dies neue Licht gemahlt habe. Einem Rembrandschen Kopf Titiansche oder

Mengsische Farben zu geben, wäre ganz ausser Zweck und Ort.

Also auch sein redliches christliches Herz konnte und wollte ich dem guten Andreä nicht ausreißen; und auch darüber wird kein Verständiger mich tadeln.

Im Ernst geredet. Nicht jeder in der Deutschen Nation lieset als Kunstrichter; nicht jeder Kunstrichter will alle Augenblicke seines Lebens so lesen. Gute Aepfel bricht man gern auch von einem alten, verwachsenen Baume, und genießt den Saft der Pommeranze, selbst wenn sie nicht eben unter der mildesten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja, (weil ich über Embleme auch emblematisch reden darf) oft, meine Brüder, ist das Halbe besser als das Ganze; und wenn diese Parabeln unsrer Zeit sehr ungleichartig sind, so ists fürwahr besser, als wenn sie ihr ganz gleichartig wären. Jetzt wollen wir sie ungleichartige Gleichnißreden, hyperbolische Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunstwerke betrachtet, mögen sie für das, was sie sind, gelten; wer aber in diesen Denkbildern nicht Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einen, ich möchte sa-

gen, Bakonischen Geist, und ein großes, sanftes, redliches Herz bemerket, der suche diese seltnen Kostbarkeiten irgendwo anders.

* * *

Kein Wort zu weiterer Entschuldigung; vielmehr einiges zu Einleitung der folgenden vaterländischen Gespräche. Diese sind in eben dem Geschmack abgefaßt, als die Parabeln; deßwegen nenne ich sie auch vaterländische, nicht Griechische, Römische, Französische Gespräche. Wer Plato, Xenophon, Lucian, Cicero, Erasmus, Fontenelle, Diderot u. f. sucht, wolle ihn hier, in eintönigen kurzen Unterredungen zwischen A. und B. nicht finden. Der Vortrag ist hier fast so abgerissen und verstummend, als er in den Parabeln war; offenbar auch aus demselben Grunde. Wie aus jenen ließen sich auch aus diesen lange Fäden spinnen, wenn man einige Seide mit dem wenigsten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich sie finde; mache jeder daraus, was ihm gefällt.

A und B sind die Anfangsbuchstaben des Alphabtes, und jeder Mensch hat in seinem

eigensten Selbstgespräch dies A und B in sich. Oft ist Eins im Kopf, das Andre im Herzen; kurz durch A und B wird ein Gespräch mit uns oder mit andern allein möglich. Da ist es auch am ernsthaftesten und führt zu etwas; es soll nicht blos, wie bei mehreren Zwischenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen, und sich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwischen A und B nicht wohl ausschweifen: denn es gestattet keine Grazien, wie eine dramatische Verhandlung; es läuft kurz ab. Man erwarte also hier nichts, als eine mit kurzen Worten dialogisirte Wahrheit; gnug wenn diese des kurzen Dialogs werth war.

Aber auch manche dieser Wahrheiten wird einigen Lesern traurig scheinen. Man wird in mehreren Gesprächen eine niedergedrückte wunde Seele bemerken, und statt des fröhlichen Chrstian Rosenkreuz, die Andreä in seiner Jugend war, einen Mann finden, der in einer Gesellschaft, wo alles einen Namen haben mußte, sich nur den Mürben nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfassers Aufschluß. Nachdem dieser gedankenreiche, thätige Geist in so manchem zurück-

gestoßen war, und so andre Dinge vor sich geschehen sah, als er wünschte; freilich da dünkte ihm die Verbesserung der Welt nicht mehr so leicht, als sie dem Jünglinge Christian Rosenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom Volk, wenn es gut gelehrt und geführt würde! wie ermuntert er durch das Vorbild der Helden, selbst neuer Secten in ihrem ersten Eifer, z. B. der Waldenser, und Wiedertäufer! Nur alles, wie er meint, hat seine Zeit und Stunde; die müsse man befördern helfen, sie vorbereitend herbeiführen; nicht aber sie übereilen.

Und hierinn bin ich ganz seines Glaubens. Wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm zu früh aus seinem Grabe erwecken will, ehe diesen die Frühlingssonne selbst ruft, so schadet es ihm, und macht sein Wiederaufleben schwer, oder unmöglich. So liegen, so reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, sondern mit Jahrhunderten wird die edelste Frucht der Erde, der menschliche Verstand in seinen allgemeinsten, größesten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen

Analogie der Dinge, dränget er sich aus Licht nichts auf der Welt, die Mutter selbst, kann ihn nicht zurückhalten.

Fast hinter jedem Gespräch Andreä's fiel mir eine Reihe Gedanken ein, die ein Commentar hätten werden mögen; bald für, bald gegen seine Meinung. Ich habe aber dem Leser darinn nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht des Lesens kenne, als daß es zu eignen Gedanken reizet. Und o wie weit haben uns die seitdem beinahe verflossene zwei Jahrhunderte gefördert! Wie manche Triebfeder ist völlig stumpf worden, der Andreä noch viel zutrauete! wie manches Samenkorn hat sich entwickelt, in dem er damals noch nichts weniger als die Kräfte ahndete, die es seitdem gezeigt hat! In allen diesen Gesichtspunkten sind seine kurzen Gespräche sehr lehrreich.

Ruhe also wohl, edle Asche! Was dein lieblicher ernster Geist mir war, möge er andern werden.

III.

Einige vaterländische Gespräche.

Gedruckt im Jahre 1617.

An die Antipoden.

Gute, einfache, herzliche Menschen.

Hier schicke ich euch, ihr Lieben, ein Bild unsrer Halbkugel, nicht mit Apelles Pinsel gemahlt, sondern mit einer von ungefähr ergriffenen Kohle gezeichnet. Dagegen verlange ich von euch keinen Gewinn; nur etwa eine kleine Vergleichung unsrer mit eurer Einrichtung. Auf denn! wenn es bei euch eben so oder weniger ungereimt zugehet, als bei uns; so theilet mirs mit, da wir doch Einen und denselben leimigen Erdball bewohnen. Kein Styl ist hier gebraucht, als der freie Styl; keine Autoren, als Augen, Ohren, Gefühl. Einen Lobredner vors Buch zu stellen, hat mich die Schaam verhindert; mein Zeuge ist die Sonne, der ich die Botschaft zu euch anvertraut habe. Lebt wohl, und habt mit uns Mitleid. Geschrieben unter dem 50. Grad Nordpols Höhe.

Machiavell.

A. Was verbrennest du da?

B. Ich bringe der Pietät ein Opfer.

A. Der Pietät ein Opfer in Flammen?

B. Vertilgt muß er werden, der pestilentialische Mensch.

A. Wer? Aristoteles?

B. Das Wort wäre verbrennenswerth.

A. Sei es; nenne mir nur deinen Schuldigen.

B. Es ist jener Bube aus Florenz.

A. Machiavell? der arme Thor!

B. Er, aller argen Schälke Vater. Hätte die Erde ihn nie getragen! hätte der Abgrund ihn gleich in der Geburt verschlungen!

A. Hat ers denn so gar arg gemacht, der Arme?

B. Warum aber nur arm, nur Thor?

A. Weil er nichts anders that, als die Maximen, die er in Verwaltung der Staaten bemerkte, kurz die Staatsgeheimnisse bekannt machte. Das wagte er; freilich mit Aufopferung seines guten Namens, und zu Erbeutung eines allgemeinen Hasses.

B. Wie? Erfand er nicht selbst diese Bosheiten? räth er sie nicht an?

A. Er erfand sie nicht; er verrieth sie. Ein gar zu aufrichtiger Thor, der sich nicht schämte, herauszusagen, was andre nicht etwa nur denken, sondern woran sie glauben, wornach sie handeln.

B. Nur das hätte Machiavell gethan? und warum wird er denn so allgemein gehasset?

A. Das will ich dir sagen. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt hat; die Räthe hassen, ihn, denn er greift ihnen ans Herz; die Dienenden knirschen thöricht zuerst deßhalb, weil sie alles Uebel, das sie dulden, aus Machiavells Hirn entsprossen glauben, nachher ärgern sie sich, ihr Elend durch ihn in ein so helles Licht gesetzt zu sehen.

B. Und so wäre Machiavell unschuldig?

A. Das wirst du finden, wenn du acht giebst, wie die Welt ist, und lange vor Machiavell war. Die dem Recht vorstehen, sind oft die ungerechtesten; die der Religion vorstehen, häufig die Gottlosesten; die der Gelehrsamkeit vorstehen, oft die unerfahrensten;

die über Geschäfte gesetzt sind, die trägsten; die die Humanität befördern sollen, die inhumansten. —

B. Das ungefähr habe ich aus Machiavell gelernet.

A. Du kannst es aus der Welt selbst lernen, deren scharfsinniger Beobachter und treuester Nacherzähler er war.

B. So brenne er denn mit alle dem Uebel, das in ihm stehet! —

A. Zu dem Brande würde dir Holz und Heerd fehlen. Ueberlaß Dem die Sache, der alle Bosheit der Welt kennet, daß er ihrer aufs weiseste spotte.

B. Und Machiavell lebe?

A. Er lebe, wenn auch nur als der offenbareste Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke.

Der Kanzelredner.

A. Sie erfüllen also Ihr Versprechen?

B. Gern, wenn ich darf.

A. Ich versichere —

B. Werden Sie böse, so werden Sie's über sich, da Sie einen freien Menschen nöthigen.

A. Ich bitte, sagen Sie aufrichtig, was Sie an meiner Predigt vermißt haben.

B. Nur Eins, aber ein Hauptstück.

A. Doch nicht die Disposition?

B. Ich glaube, sie war nach den Regeln der Methode.

A. Die Aussprache?

B. Reden Sie, wie Gott Sie geschaffen hat und ahmen nur nicht nach.

A. Oder die Action?

B. Die ist mir gleichgültig, wenn sie nur bescheiden ist und nicht gesticuliret.

A. Meine Predigt war also zu lang?

B. Ist eine Predigt gut, so ist sie nie zu lang; eine schlechte ists immer.

A. Oder habe ich nicht gnug Sprüche angeführt?

B. Sie haben ja kein Spruchkästchen ausleeren wollen.

A. So sprach ich wohl zu langsam?

B. Ei, ein Lehrer muß lehren, nicht schwätzen.

A. Oder nicht laut genug?

B. Ich liebe die Stimme eines Menschen, nicht das Geschrei eines Esels.

A. Oder ich hätte subtiler unterscheiden sollen?

B. Sie waren ja da, Unwissende zu unterrichten, nicht mit Ketzern zu disputiren.

A. So erklären Sie sich denn selbst.

B. Hören Sie. Mich dünkt, Sie haben viel, sehr viel Gutes gesagt, das aber durch Sie — nur durchfloß, wie durch eine Röhre.

A. So?

B. Wo denn auch manches den Geruch der Röhre an sich gezogen hatte, und darnach schmeckte.

A. Kein gutes Compliment.

B. Das beste, das ich zu machen weiß. Denn wenn Sie gute, wenn Sie die heilsamsten Lehren nur herauswerfen; und nichts davon in Ihrem Leben, in Ihren Sitten ausgedrückt zeigen, so daß Sie, wie ausser sich gesetzt, anders zu reden, anders zu denken scheinen; machen Sie uns am Ende nicht glauben, Ihre heiligen Worte seyn nur gewohnte, feierliche Worte, ohne alle innere Empfindung;

so wie Poeten jetzt Leichen= jetzt Hochzeitgedichte machen, um die Gebühr. Sie haben z. B. viele Stellen der Schrift in Bereitschaft, deren keine aber Sie ermahnet, Sie lehrt, oder stärkt und tröstet; da doch sonst ein einziger Trostspruch aus dem Munde Gottes einen Kranken so erquickt, daß er zutrauend und fröhlich darauf einschläft.

A. Sie setzen mir hart zu.

B. Ists nicht aber auch am Tage, daß die schlechtsten Menschen oft am besten predigen? und daß manche nichts anders können, als predigen? Ich wollte also nur Eins; daß Sie künftig nichts sagten, als was Sie durch Ihr Beispiel in der That ausdrückten, oder durch ernste Versuche in göttlichem Gehorsam bewährten.

A. Das ist hart.

B. Ungleich härter aber, sich vor Gott öffentlich in Worten und Werken zu widersprechen, und den Gottesdienst in ein leeres Wortgeplärr zu verwandeln.

A. Allerdings wahr!

B. Und eben so wahr, glauben Sie mirs, daß eine einfache, schlichte Predigt durchs Leben dargestellt und besiegelt, mehr

werth ist, als tausend sinnreiche Declamationen.

Die Sprichwörter.

A. Ich kanns nicht loben, daß du ohne Eintheilung des Tages dich in den Studien so umherwälzest.

B. Verzeih. Ich konnte nie nach dem Glockenschlage weise seyn.

A. Die Natur selbst aber theilt ihre Geschäfte in Zeiten ein.

B. Bei jeder andern Arbeit mags angehn; nur Studien fodert eine ganze, nicht nach der Uhr abgetheilte Seele.

A. Das ist endlich auch kein Studium Sprüchwörter lesen; es ist ein Spiel.

B. Und ich halte es für den Auszug menschlicher Weisheit und aller andern Arbeit.

A. Wah! Sprüchelchen des Volks, Altweibersentenzen sollten Weisheit heißen!

B. Freund, auf mein Wort! Was in Müh und Arbeit, in Noth und Gefahr, durch Irren und Nachforschen das menschliche Geschlecht je bewährt gefunden; steht in diesem Büchelchen, so daß ichs fast Maximen und

Axiomata des Erdballs nennen möchte.

A. Da bist du gewiß in eine falsche Diana verliebt.

B. Glaube mir, hier stehen Merkuriussäulen, die die thörichte Jugend im ersten hoffnungsvollen Lauf der Erfahrung vor Abwegen warnen.

A. Das soll die Philosophie thun.

B. Greise thaten es, die nach vielen Umschweifen endlich müde und matt in sich selbst zurückkehrten, und durch ein Bekenntniß ihres langen Irrthums uns hier in der Kürze rathen und belehren wollten.

A. Was könnte ein Chaos so vieler Sentenzen lehren?

B. Und ist die Welt nicht ein größeres Chaos? dem du dich also ohne Belehrung sicher anvertrauest? —

A. Man muß gerade zugehen zur Wahrheit.

B. Zur Wahrheit! zu ihr, die so oft hinter Wolken ist als die Zeiten wechseln, als sich dein Alter ändert. Hast du bisher nie geirret?

A. Wenn auch. Aber die Wahrheit, die ich von fern sah, erreichte ich doch endlich.

B. Nimm dich in Acht, daß du Wahrheit und Einbildung nicht für Eins nehmest.

A. Pöbelsprüchwörter werden mich diesen Unterschied nicht lehren.

B. Du nennst Pöbel, was vielleicht eine Versammlung der Weisen war. Und dann, hat oft nicht auch ein Bauer gescheut geredet?

A. Die Philosophen indeß reden noch gescheuter.

B. Ich glaube keinen gebohrnen Philosophen; er bildete seine Weisheit aus dem Volkshaufen.

A. Und ich halte geschriebene Weisheit für die sicherste Weisheit.

B. Ich wüßte nicht. Das aber weiß ich, daß Menschen, die wir für die Weisesten halten, die aller Wissenschaften Bücher aufblättern, daß diese ihre ganze Lebensweise, wie sie sie treiben oder andern vorschreiben, zuletzt doch nur nach Einem und dem andern Hausversuch gebildet haben.

Der Zauderer.

A. Sehe ich dich noch immer wie ich dich sah ohne Bestimmung; ein Niemand. Du bist in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen soll; auf! —

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, daß niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu seyn: denn des Menschen erstes Gesetz ist Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verschiednen Gewichte. Indem ich diese nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! was gefällt dir vor andern? die Theologie?

B. Sie hat zu viel Ernstes, zu viel Gefahr.

A. Die Jurisprudenz?

B. Ich verstehe mich nicht aufs Lügen.

A. Die Medicin?

B. Dazu bin ich zu schaamhaft.

A. Die Philosophie doch?

B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.

A. Die Mechanik?

B. Sie hungert.

A. Der Ackerbau?

B. Dazu fehlen mir Kräfte.

A. Die Jagd?

B. Ein thierisches Leben.

A. Fische zu fangen?

B. Macht naß.

A. Die Musik?

B. Ist Comödiantenwerk.

A. Die Chirurgie?

B. Stinkt.

A. Die Chemie?

B. Raucht.

A. Eine Fabrik?

B. Stäubt.

A. Die Mühle?

B. Das Klappern tödtet mich.

A. Die Küche?

B. Ist voll Ruß und Rauch.

A. So werde ein Gärber, ein Weber, ein Schuster, ein Schneider.

B. Das ist dein Spaß.

A. Nun, was misfällt dir denn am Pferdeknecht.

B. Das Striegeln.

A. Am Kaufmann?

B. Daß sein Glück so wenig Bestand hat.

A. Am Schiffer?

B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergießen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen kannst?

B. Das ists eben, was ich sagte. Alles ist voll Eckel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin.

A. So mußtest du aber auch kein Kind seyn; denn da machtest du dich unrein; kein Knabe: denn da bekamst du die Ruthe; kein Jüngling, da war dir auch warm. Mann wirst du nicht seyn wollen; da giebts Haus-Sorgen. Unverheurathet kannst du nicht bleiben; da legt man dir Netze. Alt kannst du nicht werden; da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schauderts, so oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne sei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß da Alles dir günstig ist, du allein gegen dich wütest und dir hart bist. Wenn du an jedem Dinge etwas aus-

zusetzen hast, siehest du nicht, daß deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungestalt sei, als alle jene Fehler mit einander? Was hast du nöthig, dich um aller Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da dir eine einzige gnug seyn kann, die Zeit auszufüllen und (wenn du es nur glauben wolltest) selbst angenehm zu vertreiben: denn was dir jetzt elend scheinet, wird dir in kurzem weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschließen kann.

A. Wähle dir irgend eine gute Lebensart; angenehm wird sie dir werden durch Gewohnheit.

Wir.

A. Wie weit sind wir im Geschmack aus einander?

B. So?

A. Mich freuen neue Bücher; du suchst die alten aus ihrem Staube hervor.

B. Ich gestehe; bei den Alten finde ich viel Gelehrsamkeit, bei den Neuern viel Leerheit.

A. Es mag wahr seyn, daß die Neuern die Gelehrsamkeit der Alten plündern; sie tragen sie aber artiger vor, und bringen sie erweitert zu Markte.

B. Darinn nun eben ist unser Geschmack verschieden. Du liebst das Vorzeigen; ich das Nachspüren. Dies scheint mir edler, dem menschlichen Geist würdiger.

A. Was hast du jetzt vor?

B. Späße eines zu seiner Zeit nicht übeln Mannes.

A. Sage mir einiges aus deiner alten Welt.

B. Ich weiß nicht, ob es für dich ist; aber lache mit mir. Siehe hier zwei Etymologien: Herzog, sagt mein alter Autor, kommt von Herz und Og, (Auge) her, als ob Stärke und Klugheit in ihm vereinigt seyn sollten. Hoffart leitet er von Hof-Art ab, als ob die Hof-Art ihrer Natur nach Hoffart sei.

B. Spielereien!

A. Ohne den Stachel, der darinn liegt, mögen sie es seyn; aber auch das gefiel mir, was mein Autor über das Wir in fürstlichen Rescripten sagt.

B. Ich dächte, das brächte der Fürsten höchste Würde und Hoheit mit, daß sie sich selbst anders, als wir einzelne Erdensöhne uns nennen.

A. Mein Autor giebt davon eine andre Ursache an; er hält nehmlich das fürstliche Wir für ein Zeichen der größesten Demuth und Humanität. Denn sagt er, da die Fürsten wissen, daß sie Menschen und für sich unfähig sind, eine so große Menge Menschen zu regieren: so wollen sie, daß nichts in ihrem alleinigen Namen beschlossen, oder geordnet sei; sondern sagen Wir und bekennen, daß darüber Rath eingeholt worden, daß es nach vernommener einmüthiger Zustimmung verfügt werde. So oft du also liesest: Wir, von Gottes Gnaden, mußt du dir das einstimmige Urtheil der klügsten, vorsichtigsten Rathgeber des Vaterlandes dabei denken; welches Wir denn allerdings viel dazu thut, den Unterthanen Zuversicht und Glauben an den Befehl ihres Fürsten zu geben und am Ende Gott die Ehre allein läßt.

A. Das gefällt mir nicht übel.

B. Er fügt noch das hinzu, daß es sich für uns nicht schicke, die Fürsten anders

als mit Ich, selbst im Lateinischen, anzureden, damit es nicht aussähe, als ob wir den Sinn ihres Ausdrucks nicht begriffen, oder daran zweifelten.

A. Das mögen sich unsre Halblateiner, unsre gestrengen Herrlichkeiten merken, denen das Wir so gern in den Mund kommt.

B. Uebrigens kümmerts mich freilich nicht sehr, welchen Glauben mein Codex mit seiner Auslegung finde.

A. Wie aber, wenn heut zu Tage ein Fürst blos für einen pompösen Ehrentitel hielte, was einst ein Zeichen der Demuth war, und sein: Wir wollen und befehlen hinschriebe, wo wider den Willen Gottes und den Rath der Seinigen er allein befiehlt?

B. Dann, sagt mein Autor, thue er der Humanität seiner Vorfahren, der Treue seiner Unterthanen, der menschlichen Verfassung und Gott selbst Schmach und Unrecht an, die er zeitig gnug büßen werde.

Die Helden.

A. Gegrüsset seyd mir, ihr Helden, die ihr um das menschliche Geschlecht euch aufs beste verdient gemacht!

B. Welch eine Andacht verrichtest du da?

A. Im Saale der Helden wandle ich hier, und beschaue mit ehrerbietiger Bewunderung das Antlitz derer, die unter den Menschen hoch hervorragten. —

B. Was für Gedanken aber hast du, wenn du diese Bilder der Tugenden ansiehest?

A. Ich merke mir die sonderbaren Züge, die die Natur in dem Gebäude anbrachte, in dem so edle Seelen würdig wohnen sollten.

B. Und mir fallen zuerst die Ungeheuer ein, mit denen sie als Helden beherzt und mühevoll zu kämpfen hatten, sodann auch meistens der unwürdige Lohn, den sie zum Dank für ihre Verdienste davon trugen.

A. Giebt es einen größeren Lohn für Arbeiten und Gefahren, als daß diejenigen, die sie bestanden, im Tempel des Gedächtnisses und Nachruhms für die Ewigkeit dastehn und jedes edle Gemüth zur Nachahmung auffodern? daß sie, wie in die Zahl der Götter aufgenommen, den Studien aller Welt Gesetze geben?

B. Das, mein Freund, wars nicht, was jene edle Lichter suchten: denn im Ge-

rücht der Menschen, in einem zweifelhaften Namenruhm fortzuleben, ist der Tugend das kleinste. Aber daß sie sich der menschlichen Irrthümer, die sie gewahr wurden, erbarmten, und mit edler Kühnheit dagegen Rettungsmittel suchten; daß wenn diese Mittel, statt mit Beifall aufgenommen zu werden, mit Schande verworfen wurden, diese Armen, nach langer Abmattung, betroffen und gereizt vom unheilbaren Uebel der Menschheit, ihre Bemühung oft selbst verwünschen mußten, und unwillig die Erde verließen, das ists, was mir bei diesen Bildern einfällt.

A. So soll sich niemand denn, nach deiner Meinung, mit der Verbesserung menschlicher Dinge beschäftigen?

B. Jeder Edle und Gute soll es thun, nur unter der gewissen Erwartung einer bösen Nachrede, eines Müdewerdens aller Mühe und Arbeit, zuletzt der Undankbarkeit. Alle Verbesserer der Staaten, der Wissenschaften und Religionen haben dies erfahren.

A. So sei es genug, wenn man den Seinigen Gnüge gethan hat.

B. Auch dies ist nicht immer möglich. Entweder sind die Urtheile der Menschen so

verschieden, oder der göttliche Rathschluß will es also, daß uns die Welt untreu seyn soll. Wer würde auch sonst glauben, daß die Frömmigkeit der Pharisäer Heuchelei, die Rathschläge der Herodianer Diebstäle des gemeinen Guts und die Sophistereien der Cyrenenser Barberei seyn, wenn sie nicht eben der anschaulichsten Wahrheit so leidenschaftlich und unverschämt sich widersetzten.

A. Man muß versuchen.

B. Gehe hin und versuche. Vertreibe, wie der edle Brahe, ungestalte eccentrische Kreise mit großen Kosten und sinnreich-ausgedachten Werkzeugen vom Himmel, damit du wie Er durch ungestalte barbarische Gewalt von Haab' und Gütern vertrieben werdest.

Simon schläfst du?

A. Wie wunderbar ists, daß zur Zeit der grössesten Gefahr die meisten Menschen am sichersten sind!

B. So sollte man ihnen das Simon, schläfst du? beständig ins Ohr rufen.

A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit

seiner Stände verächtlich werde? daß unser Vaterland an Gut und Zier verarme?

B. Simon, schläfst du?

A. Ist nicht die Religion zum Waarenhandel worden?

B. Simon, schläfst du?

A. Was ist der Richterstuhl, als eine Saat von Processen? die Curie ein Labyrinth, der Hof ein geheimes Gemach?

B. Simon, schläfst du?

A. In den Schulen, was thut man häufiger, als Ziegenwolle scheren?

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Gesetze sind Phantastereien eiteln Wahnes.

B. Simon, schläfst du?

A. Die Priester füttern sich. Und die Obrigkeit tanzt. Das Volk belacht, worüber es weinen; es beweint, worüber es lachen sollte.

B. Simon, schläfst du?

A. Die Künstler gebähren Tand.

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Jugend entehrt sich.

B. Simon, schläfst du?

A. Unglückliche Erde! wo die Sinnlichkeit Lehrerin, die Heuchelei Rath, Eitelkeit die Gesellin, Meinung der Schmeichler, die Sicherheit unsre Gefährtin, Bosheit unsre Dienerin ist.

B. Schläfst du, Simon? vermagst du nicht diese Stunde zu wachen?

A. Wie sollte der wachen, dem der Bauch Gott, sein Wille Gesetz, Ehrsucht die Führerin, Verwegenheit Kunst, Gewohnheit die Regel, ein Dunst Lohn, Possen Delicatessen, die Knechtschaft ein Ehrentitel, starre Trägheit das Ruhekůssen, das Ende Verdamniß ist?

B. Erwache Simon, wenn du nicht im Todtenschlaf träumest.

A. Im Todtenschlafe. Denn den so offenbaren Gott läugnen, eine feindliche Welt lieben, einen unförmlichen Zustand der Dinge loben, des so ungewissen und dennoch gewissen Todes vergessen, sich an dicker Finsterniß vergnügen und die unüberwundene Wahrheit abläugnen; einen sterblichen Ruhm anbeten, ein gegenwärtiges Unglück wegheucheln, und sich der schändlichsten Ketten rühmen; unser selbst in unsrer Brust stupidunwissend seyn — das ist nicht Todesschlaf, es ist Erstarrung.

B. Erwache, wenn dein Ohr nicht Fels ist; erwache dem Schall der Trommete, die dich zum Licht, zum Tage, zur Unsterblichkeit rufet.

A. Vergebens rufst du einer Zeit zu, in welcher so viele schlafen, in welcher fast niemand wacht.

Die Waldenser.

A. Was, glaubst du, sei die Ursache, daß da alle Religionen auf Heiligkeit des Lebens und Frömmigkeit dringen, dasie doch so selten diesen Zweck erreichen?

B. Vielleicht macht das die Verschiedenheit der Menschen; Ein Volk ist lenksamer, Ein anderes wilder.

A. Die Ursache ist mir nicht zureichend, da offenbar ist, daß Menschen aus den verschiedensten Nationen, bei dem Bekenntniß Einer Religion, auch in Sitten und Bestrebungen sehr nahe zusammentreffen. Irre ich nicht, so bringt jede Religion ihre Lebensweise mit sich.

B. Bei Papisten und Widertäufern ist die Ursache offenbar: ihre Frömmigkeit ist ein Lohndienst.

A. So giebst du doch zu, daß in der Religion etwas seyn könne, das die Menschen zur Rechtschaffenheit leichter führe und reize?

B. Das ist offenbar.

A. Was glaubst du denn, das unsrer Religion fehle, die die Pietät so gewaltig anräth, und sie doch wenig oder gar nicht bewirket?

B. Darf ich rathen, so möchte es seyn, weil Religion und Staat bei uns zu verschiedene, einander fremdartige Wesen sind; jedes derselben begünstigt gleichsam eine verschiedene Parthei, jedes hat seine verschiedene Lebensweise. Glauben wir den Geistlichen, so sollen wir beten; glauben wir den Vornehmen, so sollen wir lästern; dem Pöbel, so sollen wir blind seyn; wie wenn der Eine einen schwarzen, der Andre einen gestickten Rock, der Dritte gar einen Sack Standesmäßig trägt, und tragen müßte. Wenn wir also etwas Gott zu thun haben, so wird das ein Mischwerk, wovon nur die äußere Seite mit Religion geschminkt ist. Nimm ein einziges Exempel. Den Lästerern gegen die Religion giebt man einen gelinden Verweis; Diebe, die drei Pfennige gestohlen haben,

henkt man; über Trunkenbolde scherzt man; und wer etwas frei über den Staat spricht, wird der Stadt verwiesen. Offenbar sieht man also, daß die Obrigkeit für Staat und Moral nicht gleiche Sorge trage, daß die Geistlichen keinen andern Eifer haben, als gewöhnlicher maaßen zu predigen u. s. Die Obrigkeit gebraucht der Religion als eines Mittels, den Pöbel im Zaum zu halten; die Geistlichen, reich zu werden und hinaufzukommen —

A. Das hinderte indeß die Guten nicht; und es wundert mich nur, daß bei uns deren weniger und diese Wenigen viel ungelehriger sind, als anderswo, wo die ganze Secte sich durch Kenntniß und Uebung der Rechtschaffenheit auszeichnet.

Ich will dir aus einem uralten Codex etwas von den Waldensern vorlesen. „Alle, (sagt der Päpstler, der da schreibt,) alle, Männer und Weiber, Große und Kleine, lassen Tag und Nacht nicht ab, zu lernen und zu lehren. Der Handwerker, der Tagüber arbeitet, lernt und lehret des Nachts; sie beten also auch wenig, weil sie studiren. Selbst

die Schüler lehren ohne Bücher; auch in den Häusern der Aussätzigen lehren sie. Wer eine Woche gelernt hat, lehrt weiter, so daß ein Eisen das andere ziehet. Wer sich entschuldigt, daß er nicht lernen könne, dem sagen sie: „lerne täglich nur ein Wort, in Jahresfrist weißt du die Sprüche, und kommst weiter." Ich hörte von einem Rechtgläubigen, daß ein Ketzer, den ich kenne, Nachts in bösem Wetter durch den Fluß geschwommen sei, nur um ihn von unserm Glauben zu dem Seinigen zu verführen. Deßgleichen sah und hörte ich einen ungelehrten Bauer, der das ganze Buch Hiob von Wort zu Wort hersagte, und viele kenne ich, die das neue Testament auswendig wissen vom Anfange bis zum Ende. Sehen sie, daß jemand übel lebt, so sagen sie: „so lebten die Apostel nicht! so müssen auch wir nicht leben, die Nachfolger der Apostel." Dies erzählt mein päpstlicher Scribent, der sonst ihr ärgster Feind ist.

A. Du hast mir fast Thränen ausgepreßt; was sind wir dagegen beim hellen Lichte des Evangeliums?

B. O daß wir Lehre und Leben verbän-

den! Jetzt, wenn jenen die Lehre, diesen sein Leben verdammt, wer wird je selig?

Lobrede auf Nero. *)

A. Endlich hat sich gar einer gefunden, der dem Nero eine Lobschrift schrieb. Abscheulich!

B. Der Autor hat bei mir große Gunst gefunden.

A. Wie? kanns Ihnen angenehm seyn, daß Ungeheuer der Erde, daß die Pest des menschlichen Geschlechts entschuldigt werde?

B. Wie die menschliche Natur ist, kann mir nichts so Ungereimtes und Ungeheures genannt werden, das nicht auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit veranlaßt, befohlen, endlich auch entschuldigt werden könnte; wenn Gott nicht drein siehet.

A. Was werden wir also von denen sagen, die auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit sich Schuldlos und löblich betrugen?

B. Wir wollen von ihnen sagen, daß sie etwas über Menschenkräfte durch eine beson-

*) Sie ist bekanntermaaßen von Cardanus.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

dere Wohlthat Gottes geleistet haben, der seine Barmherzigkeit der Welt erzeigen wollte, wenn unsre Erde wenigstens einen Athemzug der Erholung bedorfte. Denn da die Menschen mit so gar viel Irrthümern umfangen sind, daß dieserwegen ihnen immer unwohl seyn müßte: so träuft von Gottes Güte dann und wann ein milder Tropfe hinein, daß der Staub unsrer Erdendinge wenigstens zusammenhält.

A. Wer indessen wird einen Nero epmfehlen?

B. Merken Sie: Nero ist in dieser Schrift nie entschuldigt; er ist nur mit denen zusammengestellt worden, die die Welt am unschuldigsten glaubt. Und es hat durch diese sinnreiche Vergleichung gezeigt werden sollen, daß nicht etwa der einzige Nero ein Tyrann gewesen, sondern daß vor und nach ihm, ja auch noch jetzt mehrere dergleichen Nero's leben, wenn einmal die Sache recht erwogen und mit freier Zunge geurtheilt werden darf. Das Herz der Menschen ist aller Bosheit fähig, sobald Zeit und Umstände diese gestatten; kein Herz ist milde, als in dem Gott wohnet. Unser Christenthum schärft also einzig und vor

allem Furcht und Ehrerbietung vor Gott, Gottes Anregung, Gottes Bestimmung ein daß, wer andern vorgesetzt ist, auf keine Weise nach seinem Gefallen, nach seiner Willkühr befehlen zu dörfen glaube, sondern seine Gesetze nach den Gesetzen des Himmels ordne. Ist diese Grundregel einmal verlohren, oder verderbt; sogleich entstehen Ungeheuer der Menschheit, Thaten, die den Erdball drücken und plagen. Da unser edle Schriftsteller nun zu seiner Zeit deren mehrere kannte und selbst erfahren hatte; so wollte er nicht, daß die Nachwelt durch eine schändliche Schmeichelei hintergangen würde, als ob Die Götter, Heilande ihres Volks wären, die unter Menschen kaum den Namen wilder Thiere verdienten. Wen konnte er zu dem Ende schicklicher auf- und vorführen, als den Nero? ihn, aller Grausamkeit und Lüste Fürsten.

A. Wenn dem so ist, so bin ich dem Lobredner Nero's schon geneigter.

B. Warum sollten Sie es nicht seyn? da er nur zeigen wollte, daß „jeder Nero etwas von Trajan und jeder Trajan etwas von Nero an sich trage."

Der Bettler.

A. Guten Tag, Alter.

B. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

A. Mein Gruß war: „gut Glück! daß es dir wohlgehe!“

B. Ich war nie unglücklich. Es gieng mir nie übel.

A. Dabei erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

B. Sehr gerne. Du wünschtest mir einen guten Tag; kann aber wohl Ein Tag böse seyn, den Gott schickt? In Frost und Hitze, in Hunger und Durst habe ich Den zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von ihm, was es auch sei, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet?

Du wünschtest, daß mir es wohl gehe; es gehet mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

A. Wie aber? wenn dich Gott verwürfe?

B. Er kann nicht; ich umfasse ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Mittelst ihrer bin ich mit Gott unauf-

löslich verbunden; wo Er ist, werde ich mit Ihm seyn. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe; als ohne ihn auf dem höchsten Gipfel.

A. Woher bist du?

B. Ich komme von Gott, lebe in ihm, und gehe zu Gott wieder.

A. Wo fandest du Gott?

B. Wo ich alles, was Geschöpf ist, verließ.

A. Wo wohnt Gott?

B. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

A. Wer bist du?

B. Ein König.

A. Wo ist dein Reich?

B. Meine Seele ists, deren Herrschaft mir von Gott dazu anvertrauet ward, daß weder ihre inneren, noch äußeren Sinnen umherschweifen.

A. Nach welchen Regeln regierst du?

B. Stillschweigen, Gebet, Geduld, Gehorsam, Uebung sind meine Staatsregeln.

A. Zu welchem Endzweck?

B. In nichts zu ruhen, was nicht das Höchste, was nicht Gott ist.

A. Und deine Krone?

B. Ist Ruhe der Seele.

A. Weh also denen, die uns durch ihre kleinliche Vorschriften zu nichts als zur Unruhe, zum Laufen und Rennen rufen, und uns dafür die Gipfel der Berge versprechen, indeß sie selbst als niedrige Sklaven dem Staube dienen.

Die Staatsklugen.

A. Glückliches Zeitalter, das Unsere! in dem man aus so vielen der klügsten Schriftsteller, aus so viel zurückgelegten Jahrhunderten endlich die vollkommenste Staatsform bilden wird.

B. Das heißt, aus fremden Schaden klug werden kann.

A. Gewiß. Wie hoch wird noch der menschliche Geist steigen!

B. So hoch, daß er, vom Schwindel ergriffen, traurig herabstürzt.

A. Wie? Sie sind unsrer geistvollen Zeit, unserm gelehrten Jahrhundert nicht günstig?

B. Günstig bis zum empfindlichsten Mitleid — in Manchem.

A. Giebt es ein größer Glück, als den allgemeinen Weltlauf betrachten, und daraus

das seltenste, klügste, vollkommenste abnehmen zu können?

B. Und ists nicht schön, auf dem Markt altes Geräth kaufen zu wollen, um damit ein neues Haus zu zieren?

A. Giebt es etwas anständigeres, als nach dem Rath des gesammten Alterthums Kriegs- und Friedensgeschäfte im Staat einzurichten?

B. Und etwas Passenderes, als unsre kleine Buben in unsere grosse Stiefeln zu kleiden?

A. Ich sehe nicht, was Sie wollen.

B. Das will ich, daß die Zeiten sich ändern, daß alte und neue nicht in einander paßen und Gott jeder Scene ihre Decoration und handelnde Personen giebt, die, nach seinem Zweck, sowohl in der Welt- als Kirchengeschichte spielen; indeß die Zuschauer entweder zerstreut sind, oder erwarten, und auf den Ausgang rathen. —

A. Staatsklugheit und Geschichte hätten also keinen Nutzen?

B. Keinen dem Herrn der Welt entgegen; beide sehr viel um Gottes Absichten und Wunderwege zu bemerken.

A. Inzwischen bleiben die Staatsgeheimnisse doch immer jene verborgnen Räder, die dem, der in sie blickt, die ganze Bewegung der Maschiene verrathen.

B. Vergessen Sie aber dabei nicht, daß das ganze Triebwerk einer höhern Hand untergeordnet sei, die Zeiten und Stunden darinn einrichtet. Ohne diesen Zweck sieht man die verborgenen Räder wie ein Knabe an, der sich über ihr Umdrehen freuet, und nichts davon zu nutzen weiß.

A. Ei, der Weise herrscht über die Gestirne, geschweige über kleine menschliche Triebwerke.

B. Der göttliche Weise, ja! der aus und mit Gott denket.

A. Auch scharfsinnige Politiker erreichen ihre Absichten.

B Armseliges Erreichen, wenn Gott lächelnd drein sieht. Der eine Reihe Völker zu hintergehen versuchte, dem setzt sein Weib Hörner auf; der der Welt Gesetze geben wollte, hat vielleicht in seinem eignen Hause mit Knecht und Magd zu zanken, daß sie ihm gehorchen.

Die Klöster.

A. Halt, Jäger!

B. Was begehren Sie?

A. Etwas neues?

B. Nichts neues, als das gewöhnliche „kein Geld! böse Zeit!“

A. Und doch könnten wir keines Dinges so leicht entbehren, als des Geldes, wenn wir klug wären.

B. Wie? ist das Geld nicht nervus rerum?

A. Wir hätten sein leicht gnug, wenn wir nicht selbst Nervenlos wären. Man klagt über Geldmangel und verthut, was man hat; und unternimmt mehr, als man kann. Wo geht die Reise hin, Freund?

B. Zu meinen Klosterbrüdern?

A. Wie? hat das Kloster noch Mönche?

B. Mönche nicht; aber Hunde, die wir da füttern.

A. Das ziemte sich eben nicht.

B. Eho! Sollten denn jene Schlafratzen, jene Bauchpfaffen und Metzenjäger wieder einziehen, mit ihrer Theater-Messe?

A. Und da ihr sie vertriebt, kamen Hunde an die Stelle? Das Kloster ward der

Jagd, dem Vogelfange gewidmet; und nicht einem bessern Gottesdienst, der Erziehung der Jugend, der Beihülfe des Armen?

B. Für dies alles ist anderswo reichlich gesorgt; den Ueberschuß des Erlangten wenden wir billig an Ergötzlichkeiten.

A. Glaubt ihr aber wohl, daß jene religiösen Stifter der Klöster oder die Gönner und Bereicherer derselben je etwas zu Hofergötzlichkeiten, zu Hofgelagen haben widmen und vermachen wollen?

B. Wah! So sind Sie der Einzige, der nicht weiß, daß man damals Einfältige hintergangen habe, und daß jetzt die Landesherren mit Recht zurückfodern, was damals ihren Unterthanen durch Betrug entrissen ward.

A. Gesetzt, sie könnten das mit Recht. Was kommt denn nun aber an die Unterthanen zurück? Was geht den Nachkommen jener einfältigen Stifter zu gut, wenn dies alles wieder in fremde Hand kommt, und von diesen Fremden verthan, gar aus dem Vaterlande geschafft wird? indeß sie, die Nachkommen der Stifter und Erblaßer darben, die Armen des Kloster-Almosens entbehren müssen, und man an die Jugend, die um jene

verfallene wüste Trümmer unerzogen umherläuft, gar nicht denket. Was der Religion geweiht war, wird irreligiös' verzehret. Wahrlich daraus kann nichts folgen als Unsegen, der Unterthanen Armuth und jener Vorwurf der Gegner, daß wir das Kirchengut schändlich mißbrauchen; ein Vorwurf, dem wir nichts entgegen setzen mögen, als Worte oder gegenseitige Vorwürfe, wodurch wir aber den Misbrauch mehr hinwegspotten, als widerlegen. Widerlegt würde nur durch eine heilige und religiöse Verwaltung heiliger und religiöser Vermächtnisse und Gelübde.

B. So lang' unsre Geistliche nicht darben, der Religion und den Wissenschaften nichts abgeht, und die Bettler Dach finden, was braucht es weiterer Untersuchung, wohin das Andre verwandt wird?

A. Wenn aber in so Manchem Kirche, Arme, Schulen und die Menschheit selbst leidet; wenn diese dessen wirklich bedörfen, was ihr ist, und was du hier den Hunden vorwirfst, andre den Säuen und Kälbern vorsetzen, den Priestern der Göttinn Volupia, Stimula, Rumina, Edulia, Potina, Bel-

lona, die es in ihre Kehle schlucken, in den Bauch stopfen. —

B. Mein Amt ists nicht, die Evangelischen zu lehren, wie sie den Papisten Rechnung ablegen sollen.

A. Was das betrift, würden manche Falsch-Evangelische kurz und gut antworten, was jenem Pabst in den Mund gelegt wird: „die Fabel des Evangeliums ist uns sehr einträglich gewesen.“

Gute Menschen.

A. Narren füllen die Welt.

B. Ein stolzes Wort! Es schmeckt nach einem stolzen Philosophen.

A. Kannst du es läugnen?

B. Gemäßigter würde ich mit Plato sagen: „sehr gute und äußerst schlechte Menschen giebts wenig; die meisten sind von der Mittelgattung.“

A. Warum denn stürzt das Volk immer zur Thorheit hin? und stellt die größte Thorheit gemeiniglich mit dem zahlreichsten Beifall fest?

B. Weil es böse Lehrer und Führer hat,

die durch ihre geschwätzige List seines einfältigen Leichtglaubens, seiner offenherzigen Bereitwilligkeit mißbrauchen.

A. Da irrest du dich. Könnte man sie führen wohin man wollte, so würden sie gewiß auch häufiger zu Tugenden und zur Frömmigkeit geführt werden, so oft ihnen gute Lehrer werden.

B. Was alles man vom Volk erlangen kann, mein Freund, das, dünkt mich, kannst du sehen, wenn du den Luxus der Höfe, den Schmuck der Kirchen, die Musse unsrer Akademieen, die Arbeiten unsrer Feldlager, die Regeln der Orden, insonderheit aber die häufigen Abgaben und Plackereien betrachtest, mit denen man es schert und schindet.

Ueberdas ist das Volk nicht sogar unweise, daß es nicht das Beßere einsehen sollte, wenn dies Beßere ihm nur gezeigt und an die Stelle des Schlechtern gesetzt wird.

A. Als wenn du nicht wüßtest, mit welcher Mühe, mit welchen Bitten das alles vom Volk errungen sei!

B. Mit Mühe? mit Bitten? Durch eine geschminkte Beredsamkeit, durch eine verstellte Heiligkeit, endlich durch vorgemahlte Ge-

walt, oder durch heuchlerische Tyrannei. Glaube mir, es gehört nicht viel dazu, dem armen Volk Schweiß und Blut abzubetteln, wenn man nur was Honettes vorgiebt. So gutherzig sind die Menschen!

A. Es scheint, du kennst ihre Härte und Rauhigkeit nicht.

B. Ich sehe nur auf die gegenwärtigsten Exempel. Was hat die Wiedertäufer so schnell und bald, biegsamer, in der Religion erfahrner, im Leben sittlicher gemacht, als eine beßere politische Einrichtung?

A. Ja, eine schwärmerische Religion kann das.

B. Und unsre wahrere Religion sollte es nicht können? sollte nicht soviel vermögen, daß Trunkenheit, Lästerungen, Raub, Zank, Proceße, Duelle verhindert oder gemindert würden?

A. Nun, diese wiedertäuferische Heiligkeit gehabe sich wohl!

B. Gehabe sich denn auch wohl Jedes unsrer schrecklichen Laster, mit denen wir alle bedeckt sind vom Kleinsten bis zum Größten, vom Profanen bis zum Religiosen. Denn würden wir diesen Lastern nicht mit so viel

Gemächlichkeit nachsehn, indeß wir die Pfennige des Volks fleißig einsammlen und verzehren; es würde uns an Mitteln unsre Verfassung und Kirche zu bessern, nicht fehlen; da anjetzt jeder, der den Namen Andacht nur nennet oder am Staat etwas auszusetzen wäget, flugs Wiedertäufer oder Ketzer heißt. So freigebig sind unsre Lehrer in Namen!

A. So wirst du auch wohl das Papstthum uns wieder zuführen wollen und eine Schätzung der Sünden?

B. Lieber das Christenthum, und eine Flucht schändlicher Laster.

A. Wenn nur Das Christenthum seyn soll, so kenne ich kaum Christen.

B. Dann muß man sie anderswo suchen. Mir scheint Christi Reich nicht so enge, daß es innerhalb unsrer Licenz zu sündigen seine Grenzen finden müßte.

Die Fabeln.

A. Oft pflege ich mit den Geschichtschreibern zu zürnen, daß sie die fabelhaftesten Dinge wie wahre erzählen, gleich als ob die Nachwelt gar kein Urtheil haben würde.

B. So groß manchmal ihre Schuld seyn mag, so glaube ich doch, daß wir vieles für Fabel halten, das ehedem die strengste Wahrheit war. Denn wer nur etwas genau erwägt, wie dunkel manche Zeiten, wie Sittenlos und grausam andere waren, und solche sodann mit glücklichern Jahrhunderten vergleicht, der kann beinahe nicht gnug erstaunen.

A. Wer indessen wird glauben, daß die Vernunft des ganzen menschlichen Geschlechts irgend je so ganz und gar auf Abwege habe gerathen können, daß die Wahrheit nirgend zu finden gewesen wäre, daß allenthalben die ungereimtesten Meinungen ihren Platz einnahmen und man sich unter der schändlichsten Herrschaft der Irrthümer beruhigt fand.

B. Darüber siehe nur das Papstthum an. Auf welche Possen und Ungereimtheiten war es gegründet, und demohngeachtet stieg es zu einer Größe, zu einer so hohen fast unüberwindlichen Macht, daß es auch jetzt noch, nachdem es gnugsam beleuchtet worden, zu schaden und an sich zu ziehen nicht nachläßt.

A. Was eine Religion, auch eine falsche, für Macht habe, das haben mich Numa,

Mahomed, und andre gelehrt; dessen aber soll mich niemand überreden, daß auch in jenen Zeiten gar niemand gewesen wäre, der sich diesen Betrügern entgegengestellt, und ihre falschen Ränke dergestalt entdeckt hätte, daß die Gescheuteren wenigstens sich nicht betrügen lassen konnten. Davon schweigen indeß die Geschichtschreiber, als ob sie gedungen wären, nur Falsches auf die Nachwelt zu bringen, und die Einfältigen mit dem Wahn des Alterthums zu benebeln.

B. Du irrst, wenn du das von allen glaubest. Denn, mögen einige solche Fortpflanzer des Irrthums gewesen seyn: so ist doch allenthalben die unendliche Schwachheit der menschlicheu Natur so sichtbar, daß viele von ihnen sie nicht nur nicht verheelt, sondern offenbar gezeigt haben. Dies könnte uns zur Sicherheit gnug seyn, wenn wir nicht weit begieriger auf Absurditäten, als auf Vernunft wären.

A. Dörfen wir denn nicht hoffen, daß wir alle einmal, wie in das Schloß der Wahrheit versammlet, einmüthig nur das erwählen, was überall das beste, und verwerfen,

was hier, dort und da ungereimt und eine Misgeburt ist?

B. Das wollen wir Gott überlassen. Mir scheint jedes Zeitalter an seinen Lastern und Irrthümern krank zu liegen, die dann freilich dem folgenden Zeitalter ungereimt scheinen; indessen wird die Albernheit nie aus der Welt geschaft, sondern nur verändert.

A. O der menschlichen Ungeheuer, von denen die Geschichtbücher voll sind!

B. Ich für mein Theil, so oft ich in eine Bibliothek trete, kann ich mein Lachen und meine Verwunderung kaum halten, wenn ich so viele Gestalten und Schemata von Misgeburten wahrnehme.

A. Wie? wenn nun jemand die Geschichte und Acta der ganzen Erde besäße?

B. Ach schweige! Unser einziges, jetziges Jahrhundert thut Dinge, die keine Nachwelt glauben oder begreifen wird.

Die Reformation.

A. Freuen Sie sich, mein Freund.

B. Ich habe verlernt mich zu freuen.

A. Dies ist aber eine ächte Freude.

B. Auch sie wird mich nicht freuen.

A. Ihr Wunsch, der Wunsch aller Guten ist vor der Thür.

B. Ich wollt', daß er schon hinein wäre. Manche Labung entschlüpft uns zwischen dem Becher und dem Munde.

A. Wissen Sie, die Reformation hat einen Tag angesagt, da sie alle unsre Sachen in Richtigkeit bringen will.

B. Ach der matten Hoffnung, und der gewisseren Furcht!

A. Welcher Furcht?

B. Furcht eines Scherzes, den man nach einem herben, bittern Hohngelächter auf unsre Klagen mit uns treibet.

A. Sie sind zu argewöhnisch.

B. Wah! Weißt du nicht, mein Freund, daß solche Versprechungen von Reformation, von Abstellung der Misbräuche das wirksamste Blendwerk zu neuen Erpressungen sind? ein Blendwerk, womit man einfältige Gemüther von einem gerechten Unwillen hinwegtäuscht, und sie zu einer neuen schändlichen Geduld heimschickt.

A. Ei doch! Menschen mit sehenden Augen, die auf eine Verbesserung der Dinge dringen, lassen sich nicht so betrügen.

B. Sehr leicht; wenn es nur mit Pomp, mit einem tragischen Apparat, mit großem Geräusch, und hochtrabenden Worten geschieht. Denn das ist die Krankheit des gemeinen Mannes, daß er mehr den Ohren als den Augen glaubt.

A. Er wird sich doch nicht eher beruhigen, bis das worauf er dringt, vor seinen Augen geschiehet.

B. O du Einfältiger! als ob man nicht eine Kleinigkeit ändern, hie und da etwas umrücken, und zugleich eine allgemeine Reformation versprechen könnte? Schaffe diesen oder jenen kleinen Unfug ab, und du hast gnug gethan; du hast, vor der Hand wenigstens, dir das ungestüme Dringen auf eine Reformation vom Halse gewiesen. So leicht ists, Nüsse vorzustreuen und damit den grossen Haufen für sich zu haben.

A. Ich weiß nicht, welche ausnehmende Hoffnung mir dabei in den Brunnen fällt: denn Sie erinnern mich an Exempel —

B. Laß uns, mein Freund, die Welt wie sie ist, tragen, und auf ihre Verbesserung nie hoffen: denn nie ist sie ärger, als wenn sie Aenderung und Verbesserung heuchelt. Wenn

jemand mit großem Geräusch eine Wiedergeburt und Erneurung der Dinge ankündigt: so wollen wir lachen und denken, daß die Welt Eulen-Natur habe. Je mehr Licht umher, desto mehr ist sie im Dunkeln.

A. Lebe also wohl, Reformation!

B. Lebe wohl; auf dieser Erde werden wir dich nimmer sehen.

Der Tod.

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, so reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beim letzten Verlassen.

B. Was nennen Sie das letzte Verlassen?

A. Wenn im Kampf zwischen Tod und Leben niemand dem Armen beisteht, der ihn ermuntere, erquicke, der seiner scheidenden Seele Lebe wohl! sage.

B. Wah! keiner hat bessern Beistand im Tode als die Armuth.

A. Das sprechen Sie im Scherz.

B. Auch im Ernst, wenn Sie mich treiben. Denn was verlangt unser Tod mehr, als Leere um uns her, die Entfernung jedes weinerlichen Apparats. Sprechen Sie indessen zuerst für den Tod der Reichen.

A. Ich sage, wie sich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch Arzneien gelindert, ihr Gemüth durch Gespräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken seinen guten Namen, wohlwollende Prediger die Seligkeit, ein geliebtes Weib seine Grabschrift, prächtige Werke sein Andenken nach dem Tode. Der Fleiß der Aerzte thut der Natur selbst Gewalt an, fromme Vermächtnisse sichern ihm den obersten Platz im Himmel —

B. Der Arme dagegen bricht durch seine harte gute Natur die Krankheit; sein Gemüth sammlet er durch kunstlose Andacht. Er freut sich, befreiet zu werden, fühlt seinen Erlöser im Voraus: Zeuge seiner Unschuld ist sein Gewissen; er gehorcht der Natur und eilt, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verschiedene Trostsprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat sie in sich und glaubt sie.

A. Der Reiche wird an seine Sünden erinnert.

B. Der Arme ist ihrer sich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche zieret die Kirche aus.

B. Der Arme ist Gottes Heiligthum selbst.

A. Der Reiche ruhet unter einem Marmor.

B. Der Arme in seiner Mutter Schoos.

A. Der Reiche geht in der Umarmung seiner Freunde von hinnen.

B. In Armen der Engel fliegt der Dürftige empor. Doch wozu die beschwerlichen Gegensätze weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth sei, wird im Tode des Menschen am sichtbarsten. Er ist der Punkt, in welchem uns übelerworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt und verdrießt. Die thörichte Unruhe unsres Lebens beschämt uns: denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hülfe an, auf welche wir uns bisher verließen: jenen Himmel, der vor allen andern auf uns herabsah, günstige Sterne, eine Erde, die uns diente, Wissenschaften, in denen unser Stolz empor flog, Reichthümer, die wir nach unserm Willen gebrauchten, Freunde, die unsrer Lust gehorchten, eine Religion, mit der wir unsre Freiheit zu sündigen deckten, unsern Ruhm, ach den schändlichen Schmeichler! die Philosophie, eine papierne Stärke, die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht und auf unsre Gunst stolz, unsern Abgang

durchaus nicht leiden konnte. Wer sollte nicht lachen, daß wir alsdenn so lächerlich daliegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermeßlichen Schaden der Erde dennoch sterben müssen, und alle unsre Gaben, unsre Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtschaffene dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern. Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünschen, der sich der Erde als der, der er ist, entziehet; eine Handvoll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gast; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hienieden ein Zeuge, aber ein Erbe des ewigen Reichs, sich rühmend der Gemeinschaft mit Christo, die er schon hier anfing.

A. Wenn Sie so fortfahren, überreden Sie mich fast zur Armuth.

B. Sie ist ein zu großes Geschenk, als das es Ihnen werden sollte. Sie thun, was Sie so gern thun, beim Bette der Reichen sitzen, und unter dem Geruch der Arzneien, dem dunklen Schimmer der Lichter, den Versuchen der Aerzte, dem Zuschrei der Geistlichen, dem Hin- und Herlaufen der Familie, dem Heulen der Anverwandten, dem In-Ohnmacht-fallen der Gemahlin und den Tröstun-

gen an sie von ihren Tröstern, die hinabfahrende Seele des Todten gesegnen.

Ermunterung.

A. So oft mir jene guten Männer in die Gedanken kommen, die unter des Pabstes Tyrannei mit der emporstrebenden Wahrheit zugleich erstickt wurden, so oft erzürnt meine ganze Seele über die Welt, die keiner Besserung fähig ist.

B. Und doch ist ja im vorigen Jahrhunderte fast die ganze Welt aus dem Schlafe erwacht und zum Lichte der Religion, der Künste, der politischen Cultur zurückgekehret.

A. Man mußte ihr stark genug zurufen, man mußte sie schelten, sie überzeugen! —

B. Ich glaube nicht, daß es damals mit mehr Anstrebung geschehen sei, als vorher; sondern d a ß a l l e s s e i n e Z e i t h a b e.

B. Die Wahrheit war aber immer dieselbe, Vernunft und Evidenz immer dieselbe. Auch die Menschen halte ich in verschiednen Zeiten nicht so verschieden von einander. Warum erlangten denn Jene gegen das Römische Joch, nicht eben das, was die Zeiten vor uns erlangten?

B. Zuerst mußt du bedenken, daß eine neue Sorge um Freiheit oder Wahrheit nicht schnell auf einmal erdacht werde; lange schleicht sie im Gemüth der Menschen umher, und wagt sodann durch ein geheimes Murmeln, durch laute und lautere Klagen einen Ausflug. Endlich läßt sie sich durch einige kühnere, drohende Worte hören.

A. Ferner.

B. Tritt nun kein gewaltsames Unrecht, keine augenscheinliche Nothwendigkeit dazu; ist keine Hoffnung eines fröhlichen, leichteren Versuchs im Anglanze; wisse, da sinkt in menschlicher Weichheit und Fahrlosigkeit auch das Beste wiederum zu Boden.

A. Traurig!

B. Es sei denn, daß ein edler, zugleich sinnreicher Geist aufstehe! Eine wunderbare Hoffnung ruft sodann auch die Schweigenden auf; und um so leichter führt sie die Rascheren zu einem lauten Bekenntniß.

A. Es ist zu glauben.

B. Und so scheint das, was lange der Wunsch Vieler war, jetzt die Ueberredung eines Einzigen.

A. Dem stimme ich bei.

B. Nachher wenn die Parthei zu größerer Stärke heranwächst, treibt sie mit größerer Zuversicht das Ihrige, lehnt sich gegen das Fremde auf; die ersten gemäßigten Rathschläge, das erste vorsichtige Institut geht gemeiniglich unter —

A. Nun?

B. Endlich wächst sie zu solcher Größe, daß sie ihrem Urheber selbst zur Last und zur Furcht wird.

A. Offenbar.

B. Nun wirst du urtheilen können, warum auf den ersten Zuruf Luthers die Deutschen so munter und zahlreich aufstanden. Ueberdrüßig waren sie des Römischen Joches, der Römischen Treulosigkeit viel mehr, als der verfinsterten Religion; drohend standen sie also gegen den Pabst auf. Noch aber dachten sie nicht an einen Abfall von ihm, bis sie, durch größere Beleidigungen gereizt, ihre Ketten zuerst mit Zunge und Feder, sodann auch schnell mit den Händen zerbrachen Endlich als der Haß gegen die Römer mehrere Häupter emporstreckte, empfing auch die Kirche neue Wunden. Neue Klagen wurden

veranlaßt, denen vielleicht niemand abhelfen kann, als Christus. —

A. So wollen wir Christum bitten, daß Er, der so oft Helden erweckt hat, durch die christliche Welt gleichsam neu erschaffen ward, der Kirche ihren vielleicht letzten Arzt nicht versage.

B. Wünschen, hoffen, erwarten dörfen wir; vergiß aber nicht, daß nur Vieler Wünsche und Seufzer so etwas zuwege bringen können und daß diese die unter einem ausgezeichneten Urheber bestimmte Zeit allmählich selbst herbeiführen.

IV.

Andenken an einige ältere Deutsche Dichter.

Briefe.

1.

Wenn bei einer Nation das Andenken ihrer alten Dichter verschollen und verklungen ist; so ists wohl bei der Deutschen; die Ursachen davon mag ich nicht herzählen. Um so angenehmer ist mirs, daß sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf diesem Wege vorgekommen seyn möchten, mich selbst zurück unter die Trümmer führen, die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten. Eins muß ich vor allem sagen: zu einer Geschichte der Deutschen Dichtkunst habe ich nie gesammlet; es hat mir dazu jederzeit entweder an Gelegenheit, oder an Muße und Geduld gefehlet. Ich gebe Ihnen also nichts als Stückwerk, sofern ich darauf traf, oder sofern es auf mich Eindruck machte; und empfehle Ihnen dabei nebst manchen Verzeichnissen und Entwürfen zur Geschichte Deutscher Dichter, die Ihnen bekannt sind, ein unlängst angefangenes Magazin dieser Gattung, dem

ich einen guten Fortgang wünsche 1). Zween Männer wollen hier ausführen, was so viele deutsche Gesellschaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen geschickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünsche. Ich werde mich also durchhin sowohl auf diese Schrift, als auf ältere Sammlungen beziehen, und Ihnen gleichsam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unsre alten Barden untergegangen sind, ist bekannt; ohne Spur sind sie hinweg. Dörfen wir indeß aus den ältesten Versuchen, die Deutsche Sprache Vers- oder Reimbar zu machen, (die uns aus der christlichen Zeitrechnung übrig sind,) auf das, was vor ihnen war, und ihnen doch hie und da, dann und wann zum Muster dienen mußte, schließen, so hatte die Poesie unsrer Barden mit der Poesie der Skalden Aehnlichkeit, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, die Otfried und

1) Bragur, ein litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 91. 92.

seine Nachfolger sich gewiß nicht erfunden haben. Wenn dieser z. B. anfängt: 2)

Ludwig der schnelle,
der Weisheitvolle,
der Ostreich richtet all,
wie der Franken König soll;
Dem sei immer Heil,
und Seligkeit gemein; (gemeine Wohlfart)
Gott höh' ihm das Gut,
erfreu' ihm den Muth.
Denn er ist edler Franke,
Weiser Gedanken,
Weiser Reden,
thut alles mit Ebne. (mit Gleichmuth.)
In sein selbst Brust
Ist Herz viel vest,
manichfalte Güte;
drum ist er den Seinen gemuthe. (angenehm)
Feiner Gedanken
ist derselbe Franke;
so ist derselbe Edeling
der heißet Ludwig. — —

*) Schilter, thesaur. antiquitat. Teutonicar. T. 1. p. 11.

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner anhebt: 3)

Einen König weiß ich,
heißet Herr Ludwig,
der gern Gott dienet,
weil ers ihm lohnet. — —

so fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengesänge ein, die wir in der Nordischen Sprache noch haben. Ungleich dichterischer sind diese; (ohne Zweifel sind unsre alten Bardenlieder auch dichterischer gewesen, als die christlichen Mönchsversuche es seyn konnten;) der Nachklang jener tönt aber in diesen noch wieder. Auch im Lobgesange auf den heiligen Anno, der von späterer Zeit ist, kommen diese kleinen Verse Altdeutscher Kraft und Kürze wieder, sobald sich die Rede belebet: 4)

O wie die Waffen klungen,
Da die Roße zusammen sprungen,
Heerhörner tönten,
Blutbäche strömten u. f.

daß man also diese Versart, die mit den einsylbigen Wurzeln der deutschen Sprache, und

3) Schilter, T. II.

*) Schilter T. 1, das lezte Stück des Bandes.

einsylbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Gesange, ihren Sitten und Gebehrden zusammenzustimmen scheint, für den ächten Nachhall des uralten Deutschen Bardits halten könnte. Die längern, ich möchte sagen, ruhigern Sylbenmaße scheinen viel spä- ter in die Sprache gekommen zu seyn, theils durch die Cultur derselben mit dem Fortgange der Sitten, insonderheit aber aus fremden, der lateinischen und Provenzalsprache, wie wir bei den Dichtern des schwäbischen Zeitalters sehen werden. Reine Reime also und eine Scan- sion nach unsrer Weise in diesen uralten Gedich- ten suchen zu wollen, wäre ganz ausser Stelle und Ort, da wir Einerseits die damalige Aus- sprache vieler dem Otfried noch fast unschreib- baren Worte nicht wissen, Andrerseits die Poesie der Nordländer, den Skaldengesängen zu Folge, auf einem freieren Wege der Assonanz, des Zusammentreffens der Töne einen rauhen Wohl- klang suchte. Damit schließe ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried seinem eige- nen Geständniß nach sich gegeben, mit Griechen und Römern im Sylbenmaas zu wetteifern. Er redet darüber weitläufig und mit ängstli- chem Zwange; seine Arbeit selbst aber zeiget,

wie weit er darinn gekommen und was er geleistet.

So viel von den Füßen dieser uralten Versuche; lassen Sie uns auch von ihrem Körper und Geist reden.

Die Sprache der Deutschen, wie wir sie in Otfried und seinen Nachfolgern finden, hat Trotz ihrer noch undisciplinirten Härte, die zum Theil von den unversuchten Händen zeigt, die sie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegsamkeit, daß wir sie in manchem beneiden möchten. Viele von Notkers 5) Psalmen sind selbst in der Prose Poesie; und über Otfried wünschte ich eine verständige Grammatik zu dem Glossarium, das der fleißige Schilter gesammlet. 6) Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der unsterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte; 7) und es ist überhaupt zu bedauren, daß die Oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdränget worden.

5) Schiltter, T. I.
6) T. III. Antiq. Teutonic.
7) In seiner bekannten Schrift sur la litterature Allemande.

Was den Geist betrift, müssen Sie zwar in Mönchen, die zum Wohl der Seele schrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie der Evangelisten ins Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zusammen zwang, keinen Poetischen Genius suchen; was aber bei ihm Deutschen Geist, Begriffe von seiner Sprache, seinem Lande, seiner Nation charaktertsiret, ist sehr merkwürdig. Die Sprache seiner Deutschen lobt er um des Volks willen:

Sey's nie so gesungen,
mit Regeln bezwungen;
sie hat doch die Rechte,
in schöner Schlechte. (Simplicität.)
Eil du ihr zu Noth,
daß schön es gelaut';
sie sind gesungen
in edler Zungen.

Seine Deutschen (Franken) setzt er Römern und Griechen nicht nach:

Sie eignen ihnen zu Nütze
so gleiche Witze;
in Feld und in Wald
sind sie ihnen gleich bald. (kühn.)
Reich zur Gnüge,
und auch so kühne,

zu Waffen schnelle,
so sind die Degen alle.

Er rühmt ihr Land, daß es Erz- und Kupferreich auch bei dem Mayn eisene Stein, auch Silber bringe, und daß man Gold in seinem Sande lese. Von der Nation sagt er:

Sie sind sehr muthig,
zu vielem Guten,
zu vielem Nutzen;
das ist ihr Witze.
Sie sind sehr fertig,
sich Feindes zu retten,
Man darfs an sie beginnen,
so haben sie überwunden.
Kein Volk hat sich entführet,
das je ihr Land berühret,
wo sie nicht aus Güte ihnen
in Nöthen dienen.
Unter den Menschen allen
ihnen alle zufallen.
Kein Volk ist, das beginne
und wider sie ringe.
Das haben sie gemeinet,
in Waffen erzeiget;
sie lehrten mit Schwerten
und nicht mit Worten.

Kein Volk ist, das trachte
mit ihnen zu fechten,
Nicht Meder und Perser,
noch Nubier —

Er vergleicht sie mit den tapfern Macedoniern, und findet,

daß im Erdringe,
es keiner beginne,
und nirgend ein Volk ist,
das ihnen gebiete. —

Und schreibt dies alles ihrer Schnelle und Klugheit zu —

den Weisen und Kühnen,
die ihnen eignen zu Gnüge.

Wenn er hiebei auf seinen König Ludwig kommt, so äußert er sich mit der ganzen Innigkeit, Treue und Güte, die die Deutsche Nation ihren Fürsten von jeher erzeigt hat. Ich habe den Anfang des Gedichts angeführt, und mag ihm bei Otfried nicht folgen. Dagegen folge ich gern dem bessern Siegslied gegen die Normänner, dessen Anfang ich auch bereits angezogen habe 8)

8) Außer Schilter T. II. ist es in den Gedichten von Gemmingen, den Volksliedern und sonst zu finden.

Gleich nach dem Anklange desselben wendet sich der Dichter mit herzlicher Theilnehmung auf seines Königs Leben:

Kind ward er Vaterlos;
das ward ihm sehr bös';
Gott holt' ihn hervor,
ging selbst ihm vor.
Gab ihm tugendliche,
edele Diener,
Stuhl hier in Franken,
deß brauch' er lange.

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit seinem Bruder Karlomann ohne Trug getheilet, und da das geendet war, wollte Gott ihn versuchen,

ob er Arbeiten
lang' mochte dulden,
ließ Heiden-Männer
über ihn kommen,
daß Frankenmänner
ihnen dienen mußten.

Einige giengen sogleich verlohren, andre wurden verführet; Schmach mußte der leiden, der ihnen mißlebte.

Wer da ein Räuber war,
der genas;

er nahm seine Veste,
und wurd ein Gutmann (Edelmann.)
Der war ein Lügner,
der war ein Mörder,
der ein Verräther,
und er gebehrdet sich deß.
König war gerühret,
das Reich war verwirret;
erzürnt war Christus,
und ließ es geschehn.
Da erbarmt' es Gott;
er wußte die Noth.
Er hieß Herr Ludwig
eilig dahin ziehn.
„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten.
Es haben Normannen
hart sie bezwungen.
Da sprach Ludwig:
„Herr, so thu ich.
Tod nicht rette mich deß,
was du mir gebietest.“
Da nahm er Gottes Urlaub,
hob die Kundfahn auf
ritt daher mit den Franken
gegen Normannen.

Gotte dankend,
sein erwartend,
sprach er: „hieher, o Herr mein!
lang' warten wir dein!
Dann sprach er laute,
Ludwig der Gute:
Tröstet euch Gesellen,
Meine Nothstallen. (Nothhelfer.)
Hieher sandte mich Gott,
thut Ihr mir Rath.
Mein will ich nicht sparen,
bis ich euch befreie.
Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottesholden.
Beschert ist unsere hiesige Frist,
so lang' es will Christ.
Er wartet unser Gebein,
und hält die Wache drob.
Wer also Gottes Willen
hier munter erfüllet;
kommt er gesund aus,
ich lohn' ihm das;
bleibt er darinnen
ist er Christs Hausgenoß.
Da nahm er Schild und Speer
ritt eilig daher;

wollt wehrhaft sich rächen,
an seinen Widersachern.
Es stund nicht an gar lange,
da fand er die Normannen;
„Gottlob!" sprach er,
er sah, was er begehrte.
Der König reitet kühn,
sang freies Lied,
und alle zusammen sungen:
„Kyrie Eleison!"
Sang war gesungen,
Schlacht war begonnen,
Blut schien in Wangen
spielender Franken.
Alle nahmen Rache gleich;
Nicht Einer wie Ludwig.
Schnell und kühn,
das war sein Sinn.
Jenen durchstach er;
diesen durchhieb er.
Gelobt sei Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank.
Sein war der Siegskampf.

Sie glauben leicht, daß ich diesen Gesang als einen ältern Bruder der Preußischen

Kriegslieder nicht gering halte. Es ist Charakter in ihm; Deutsche Brust, Deutscher Muth, Deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der Deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die popularsten und edelsten thun, dies anerkennten, und sich, wie der König Artasastha von Persien, bei schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben. Nächstens etwas von einem uralt-Deutschen Pindarischen Liede.

2.

„Ein Pindar unter Deutschen Mönchen der dunkelsten Jahrhunderte?" Kein Pindar, aber ein pindarisches Loblied. Thun sie auf alles Verzicht, was die griechische Sprache, Mythologie und poetische Weisheit, vor dem versammleten Griechenland, beim Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derselben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig ist, Deutsche Geschichte, Deutsches Lob-Chronik- und Mönchssagen; bemerken dabei aber den epischen Gang des Gedichts, (die See-

le des pindarischen Liedes:) so wird Ihnen meine Benennung nicht anmaßend dünken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des olympischen Jupiters, sondern in der Zusammenstellung seiner Glieder einen gothischen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft seines Urhebers zeiget. Es ist der Lobgesang auf den heiligen Anno Erzbischof von Kölln, den Opitz fand und zu finden verdiente. 9)

Wir hörten vielfach singen
von alten Dingen,
wie schnelle Helden fochten,
wie sie feste Burge brachen,
wie sich liebe Freunde schieden,
wie reiche Könige all zergingen. —
Nun ist Zeit, daß wir denken,
wie wir selbst sollen enden.
Christ, unser Herre gut,
so manche Zeichen er vor uns thut,
als er auf dem Siegberg hat gethan
durch den theuerlichen Mann
den heiligen Bischof Anno —

9) Schilter T. I. Opitz Gedichte, Bodmers Ausg. S. 179.

Bemerken Sie, wie groß der Bischof angekündigt wird, als ein letzter Zeuge und Bothschafter des nahenden Endes der Welt, von dem man sich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die interessanten Gesänge besäßen, die dieser Eingang anführt; sie sind aber dahin, und deßhalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibsel um so sorgsamer achten.

Als ein frommer Gesang kündigt sich also dies Lied an, und holet weit aus:

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme, (das schaffende Wort)
da die heilige Gotteshand
die weisen Werke schuf so mannichfalt:
da theilte Gott sie all' in zwei;
diese Welt ist das Eine Theil,
das andre ist geistig.
Da mengete die weise Gotteslist
von den Zweien Ein Werk, das der Mensch ist,
der beides ist, Körper und Geist;
dannenher ist Er nach den Engeln allermeist.

Alles Geschöpf ist an den Menschen,
Wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
in solchen Ehren ist geschaffen Adam,
hätt' er sie sich erhalten!

Der Mensch wird verführet, und Gott wird gewahr, daß, da alle seine andre Werke recht gehen, der Mensch ausschweife:

Der Mond und die Sonne
sie geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
sie geben Frost und Hitze stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieret sich das Land.
Mit Laube decket sich der Wald,
Das Wild hat seinen Gang,
schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
die ihm Gott zuerst vergab;
wären nicht die zwei Geschöpfe,
die er geschuf, die besten;
die verkehrten sich in Tollheit,
dannen erhub sich das Leid.

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der als Befreier der Menschen edel und sieghaft eingeführt wird; der Schluß davon ist:

in der Taufe wurden wir Christusmann.
Den Herren sollen wir lieben.

Christus erhebt die Kreuzesfahne, und sendet seine zwölf Boten in die Länder:

Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,
Daß sie überwunden die Heidenschaft,
Rom überwand Petrus,
Die Griechen der weise Paullus,
St. Andreas in Patras u. f.

bis auf den heiligen Johannes, der süß predigen konnte, und aus dessen Grabe noch Himmelbrot wächset; ja bis auf alle Märtirer,

die mit ihrem heiligen Blute
erfüllten Christus Gemüthe;
Mit Arbeiten kamen sie zu ihrem Herren,
nun hat er sie mit Ehren.

So kommt der Gesang auf die Bekehrung der Franken, insonderheit Köllns, wo eine Menge Heiliger von St. Mauritius Heer rasten.

auch die eilftausend Mägde,
durch Christus Lieb' erschlagene,
manche Bischöfe so herrlich,
und zeichenhaftig,
als die Mähr' ist von St. Annen,
deß loben wir Christ mit Gesange.
Zu Kölln ward er geweihet Bischof,
deß soll die Stadt loben Gott!
daß in der schönsten Burge,
die in der Deutschen Lande je wurde,
Richter war der frommste Mann,
der je zum Rheine kam;
dazu, daß die Stadt desto heerer gedieh,
wenn ein so weiser Herr sie erleuchtete,
und daß seine Tugend so heller wäre,
der einer so herrlichen Stadt pflegete.
Kölln ist der heeresten Burge Eine,
St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heim.

Jetzt gehet er pindarisch zum Anbeginn der Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis. Die Bilder vier Monarchien aus Daniel werden prächtig aufgeführet, und bei dem dritten Thierbilde Alexanders Feldzuge nach Indien romantisch beschrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

bis er der Welt Ende
an den goldnen Säulen erkannte;
In Indien er die Wüste durchbrach,
mit zweien Bäumen er sich besprach;
mit zweien Greifen
fuhr er in Lüften.
In einem Glase ließ er sich in die See —

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit hinaus, und rufen ihm zu:

willt du sehen Wunder,
so wälz' dich am Grunde.

Er sieht fürchterliche Ungeheuer: die Woge führt ihn weit fort,

bis er mit einem Blute
das scharfe Meer grüßte;
als die Fluth das Blut empfand,
warf sie den Helden ans Land.
So kam er wieder in seine Reiche;
wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe Mann,
Drei Theile der Welt er ihm gewann. —

Das erzählte Abentheuer ist keine leere Ausschweifung: denn es hat Bezug auf ähnliche Schicksale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Gesang zu Cäsar und zu den Deutschen, die dieser Held in mehr als Einem Jahr nicht bezwingen konnte und zuletzt mit Bedinge gewann. Hier kömmt der Dichter auf das Lob der Völker Deutschlands, der Schwaben, Bayern, Sachsen, Thüringer, und zuletzt seiner Trojanischen Franken. Die Ordnung zu einander ist mit Verstande gedacht und mit den Fabeln des Ursprungs dieser Völker, die damals für Wahrheit galten, sinnreich bekleidet. Wäre für Deutsche eine patronymische Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen gewesen; so wäre sie auf diesem, obwohl ganz falschen und fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht seyn konnte, so mag jede Provinz wenigstens ihre alten Lobsprüche hören. Die Schwaben,

ein Volk, zu Rathe gut,
Redfertig gnug,
die sich deß fest vornahmen,
daß sie gute Helden wären,
wohl fertig und krieghaft;
doch bezwang Cäsar all ihre Kraft.

Den Bayern lobet er ihr Bayerisch Schwert, (Noricus ensis) das durch den Helm schlug;

er lobt ihren Helm und Harnisch, und leitet sie aus Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die Arche noch zu sehen seyn soll.

Man sagt, daß auf den Gipfeln
noch seyn, die Deutsch sprechen,
gegen Indien so fern!
Bayern waren immer zum Kriege gern;
den Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
mit Blut mußt' er ihn gelten.
Der Sachsen Wankelmuth
that ihm Leides gnug.
So er sie wähnt all' überwunden zu haben,
so waren sie aber gegen ihn —

Sie, meint der Dichter, seyn in Alexanders Heer gewesen, mit Schiffsmengen nieder zur Elbe gekommen,

Da die Thüringer sassen,
die wider sich vermassen.
Bei den Thüringern die Sitte war,
das große Messer sie hießen Saß,
deren die fremden Krieger viele trugen,
damit sie die Thüringer schlugen.
Mit Untreu sie ihnen sprachen,
da sie Fried' gelobet hatten;
von den Messern groß
wurden sie geheißen Saß.

Und wie sie auch ihre Ding anfingen;
den Römern mußten sie dienen.

Seine Franken endlich leitet er von Troja her; mithin werden sie Verwandte der Römer. Wie Aeneas in Welschland, so hat Franko in Deutschland sich angebauet; Lützelburg ist die kleine Troja, und Xanthen nennet sich vom Flusse Xanthus. Alle diese überwundenen Deutschen Nationen folgen ihrem Bundsverwandten Cäsar Rom entgegen:

Wer mochte zählen die Menge,
die Cäsar'n eilte entgegen,
von Osten allenthalben,
als der Schnee fällt auf den Alpen,
mit Schaaren und Völkern,
als der Hagel fährt von den Wolken.
Da ward die hehreste Volksschlacht
die in diesem Mähregarten, (berühm-
ten Lande)
je gerühmt ward.

O wie die Waffen klungen,
da die Rosse zusammen sprungen!
Heerhorne tönten,
Blutbäche strömten;
die Erde drunten spaltete,
die Höll' entgegen schimmerte;
da die hehresten der Erde

sie suchten mit Schwertern.
Der erlag dann manche breite Schaar,
mit Blute beronnen gar;
da mochte man sehn dräuen,
durch Helme zerhauen,
manchen Pompejus=Mann,
da Cäsar den Sieg nahm.

Cäsar erfreuet sich des Sieges, geht an der Spitze des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an: Cäsar läßt die neue Regierungsart auch den Deutschen Nationen anpreisen, damit sie ihrem Reich einen neuen Glanz verschafft. Er thut zu Rom die Schatzkammer auf, und beschenkt seine Getreuen mit Goldstücken, Kleidern und Mänteln.

Seitdem waren Deutsche Mann
zu Rom lieb und werthsam.

Augustus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Kölln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden allesamt mit Ehren genannt: und da jetzt alles aus der Geschichte und Fabel vorbereitet ist, den St. Anno durch Lobgesang zu ehren, so wird der Gesang eigentlich christlich. Unter August wird der Heiland der Welt

gebohren; zu Rom erscheinen heilige Gottes-zeichen:

Aus der Erden ein lautres Oel entsprang,
schon rann es über's Land:
um die Sonn' ein Kreis stund,
also roth als Feur und Blut.
Da begann zu nahen
uns allen die Gnade,
ein neues Königreich;
dem muß die Welt entweichen.

Petrus schickt aus Rom, den Franken zu predigen, Apostel, den Eucharius, Valerius, Maternus; sie werden mit Thaten und Wundern hergenannt; drei und dreißig Bischöfe sind nach ihnen gewesen

bis auf St. Anno Gewalt;
deren sind nun heilig sieben.
Die scheinen uns vom Himmel,
wie das Siebengestirn des Nachts thut.
St. Anno's Licht ist hehr und gut;
unter den andern ist glänzender sein Schein,
wie der Hyazinth im goldnen Fingerlein.
Den viel theuren Mann
mögen wir nun zum Beispiel haben,
den sollen als einen Spiegel ansehn,
die Tugend und Wahrheit wollen pflegen—

So gehet der Gesang in seine Lebensgeschichte.
Wie die Sonne in den Lüften,
die zwischen Erd' und Himmel geht,
beiden Hälften scheinet:
so ging der Bischof Anno
vor Gott und vor Menschen.
Im Reichspallast seine Tugend solche war,
daß ihm das Reich ganz untersaß;
beim Gottesdienst in den Gebehrden
war er, als wenn er ein Engel wär'.
Seine Ehr' erhielt' er zu beider Seit,
und ward zu den ersten Herren gezählt.
Seine Güt' erkannte viel und mancher Mann;
Vernehmt, wie seine Sitten waren gethan.
Offen waren seine Worte;
für die Wahrheit er niemand furchte.
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
als ein Lamm ging er unter den Dürft'gen;
den Dummen war er scharf,
den Guten war er sanft;
Waisen und Wittwen,
die lobeten hoch seine Sitten.
Seine Predigten und sein Ablaß
Niemand konnt sie thun baß,
Selig stund die Köllnische Welt,
da sie solches Bischofs war werth.

Wenn jemand des Nachts schlief, stund er auf, besuchte die Kirchen und Armen mit seiner Gabe, that Werke der Mildthätigkeit, daß er ein Vater aller Waisen heißen konnte. Desgleichen stand es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswärtige Könige sandten ihm darüber Geschenke, von denen er zu Gottes Lobe vier Münster erbauete;

das fünfte ist Siegeberg, seine liebe Stadt,
darauf steht nun sein Grab.

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten, die er erduldet.

Daß nicht die grosse Ehre
verwirrte seine Seele,
thät ihm Gott, wie der Goldschmidt thut,
so er wirken will, eine Spange gut.

Dieser schmelzt das Gold im Feuer, erhebts mit feiner Arbeit, feinen Dräthen, schleift die Edelsteine mit mancher Zubereitung;

so schliff Gott St. Anno
mit mancher Arbeit.

Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das Gott ihm denn immer zu Ehren wandte;

Viel ihn verriethen,
die ihn sollten behüten;

Viel ihn verachteten,
die Er zu Ehren gebracht.

Zuletzt konnte es niemand vermeiden; er wurde zu Kölln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie David einst vertrieben ward,

All' nach des heilgen Christus Bild;
das sandt' ihm Gott vom Himmel.

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze Reich in Verwirrung:

Mord, Raub und Brand
verheerten Kirchen und Land;
von Dännemark bis in Apulien,
von Kerlingen bis in Ungarn.
Denen niemand mochte widerstehn,
wenn sie mit Treue wollten beisammen gehn,
die stifteten jetzt Heerzüge groß
wider Neffen und Hausgenoß.
Das Reich kehrt seine Waffen
in seine eigne Adern;
mit siegehafter Faust
überwand es sich selbst,
daß die getauften Leichnam'
dahin geworfen lagen
zum Aase den bellenden,
den grauen Waldhunden.

Da das nicht gelang St. Anno nicht zu
söhnen,
verdroß es ihn länger zu leben.

Jetzt kommen die Offenbarungen, die ihm geschehen sind; der Lobgesang hebt sich: denn er nähert sich Anno's Tode. Auf einer Reise im Thüringer Lande thut sich ihm der Himmel schön auf; er sieht die göttliche Wonne, die er nicht verkünden darf einen weltlichen Mann; er sieht, was zukünftig geschehen soll, und wird darüber so bestürzt, daß
von dannen an er begonnte zu siechen.
Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen königlichen Saal; er sieht wundersame Thronstühle, wie im Himmel seyn sollen, allenthalben behangen mit Golde:

Die vielen theuren Steine leuchteten da
überall,
Sang und Wonne war da groß und
mannichfalt;
Da sassen der Bischöfe manche,
sie schienen zusammen wie Sterne.
Der Bischof Bardo war ihr Einer,
St. Heribert glänzt als ein Edelstein;
Andere Herren genug,
und war ein Leben und ein Muth!

Da stund ein Stuhl ledig und prächtig;
St. Anno ward deß hoch erfreut.
Der Stuhl stand ihm zu Ehren da;
nun lobt' er Gott, da er es sah.
O wie gern hätt' er da gesessen!
den lieben Stuhl, wie gern erfaßt!
aber das wollten ihm nicht erlauben die Fürsten,
eines Fleckens wegen vor seiner Brust.
Auf stand der Herren Einer, hieß Arnold,
zu Worms war er vormalen Bischof;
St. Anno'n nahm er bei der Hand,
sie giengen da besonders.
Er sprach: tröst' dich Gottes Treu!
Dieser Flecke wird dir weggethan.
Bereit ist dir der ewge Stuhl,
und das in kurzen Stunden;
Dann bist du diesen Herren willkommen,
Jetzt magst du unter ihnen nicht bleiben.
Wie lauter der soll seyn, den sie wollen leiden,
hat Christus dir in diesem Gesicht gezeiget.
O was wartet auf dich für Ehr und Gnade!,,

Hart ging es ihm zu Herzen,
daß er wieder kehren sollte zur Erde.
Wärs nicht mit ihm zur Stunde so bewandt;
um alle Welt hätt' er nicht geräumet das Paradiesesland.
Solch' ist die himmlische Wonne,
an die wir denken sollen Alt und Junge.

Von dem Schlafe der Herr da aufstund,
wohl wußt' er, was er sollte thun.
Er gab den Köllnern wieder seine Huld;
wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld.

Von diesem Flecken ist er nun gerenigt und er nahet sich Gottes Lohne. Noch wird er kasteiet wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt;
so schied die theure Seele
von diesem siechen Leibe,
von menschlichem Jammer
ins ewge Paradies.
Das Fleisch empfing die Erde,
der Geist fuhr auf zur Höhe.

Als er zu Gottes Antlitz kam
zu ewigen Gnaden,

thåt noch sein edler Muth
wie der Adler seinen Jungen thut,
wenn er sie lehren will ausfliegen.
Er schwebet über ihnen in voller Zier;
Er schwingt sich auf zur Höhe,
Das sehn die Jungen gerne.
So wollt' er uns auch führen,
wohin wir ihm sollten folgen;
Er zeiget uns hienieden,
welch Leben sei im Himmel.
Am Grabe, da sie wollten todt ihn haben,
da wirkt' er schöne Zeichen;
die Siechen und Gekrümmten
die wurden da gesünd.

Mit ausführlicher Pracht wird Ein Wunder, das St. Anno an einem Blinden bewirkt, her erzählt, dies an die größesten, prächtigsten Wunder Moses geschlossen und mit einem sehr treffenden edeln Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was sagen Sie zu diesem Gedichte? Zu seiner Composition, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zu Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster

einen solchen Dichter gezogen; wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! Lesen Sie jetzt das Gedicht im Schilter oder lieber in Bodmers Opitz, und suchen das Ganze, (wie schwer es auch würde,) in Eins zu fassen; es ist wie eine ungeheure Gothische Kirche im schönsten Styl dieses Geschmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geschichte seiner Zeit müssen Sie dazu lesen; unglaublich ists, wie der Dichter von Allem die würdigste Seite zeigt und gleichsam die schönste Blume gepflückt hat. 10) Nächstens eröfnet sich uns ein neues Feld der Zeiten.

3.

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgesange auf den St. Anno schon eine biegsamere Sprache herrschte, als bei Ottfried oder

10) Eben lese ich im Bragur, Th. 2. S. 440. daß eine Uebersetzung dieses Liedes mit historischen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewisch in Eggers Deutschen Magazin, (1791. May) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbischof Anno bereits einige Nachrichten übersetzt, in seinen Charakterzügen der Deutschen.

dem Siegssänger gegen die Normannen zu finden seyn konnte. Wie wenn ich Sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

Ich grüße mit Gesange die süße,
die ich vermeiden nicht will, noch mag.
Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
ach leider, deß ist mancher Tag! —
Wer nun dies Lied singe vor ihr,
der ich so gar unsanftiglich entbehre;
Es sei Weib oder Mann, der habe sie
gegrüsset von mir.

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters, und zürne auf mich selbst, daß ich auch diese erste Strophe eines Gesanges Kaiser Heinrichs des siebenten der Lieblichkeit ihres Dialekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige seyn: denn man muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeden harten Buchstaben oder Vocal, den man aus unsrer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction, die

man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries, und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte; sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich, es sei denn, daß man sie blos des Verständnisses wegen in Prose gebe. Sie kennen das schöne Lied König Konrads, (Vaters des unglücklichen Konradin:)

Ich freue mich mancher Blumen roth,
die uns der Meye bringen will u. s.

Sie kennen den ungemein schönen Klagegesang des Herzogs Heinrich von Breßlau, den uns Götz in seiner Manier verkürzt gegeben:

Ich klage dir, May; ich klage dir,
Sommerwonne,

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und andre in sehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche ist aber unmöglich. Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche von einem zarten Munde, der sich in den Resten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen; und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten Deutschen Sprache erstaunen. Noch mehr werden Sie erstau-

nen, wenn Sie diesen ganzen Lorbeer- und Myrthenwald allmählich mit Muße durchwandeln. Kaiser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands in Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Brabant, am Rhein u. s. Edle aus den berühmtesten Geschlechtrn aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz; außer ihnen Bürger und eine Menge Personen, die auf einen Liederstreit als auf ein Abentheuer ausgingen, kommen darinn vor; die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume, bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dies dichterische Zeitalter ein Phänomenon in der Deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Oßians, der Skalden erklärt hat? Bodmer hoffte mit seiner Ausgabe der Manessischen Sammlung solcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umständen der Geschichte zu veranlassen; 11) dieser Commen-

11) Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitalter, Zürich 1758. Vorr. des zweiten Theils.

zar aber ist noch nicht erschienen. Und doch würde ein solches Unternehmen nicht nur das Lesen der Dichter selbst leicht und angenehm machen, sondern auch den lehrreichsten Aufschluß über eine der merkwürdigsten Perioden Deutschlands, ja des menschlichen Verstandes selbst geben.

Denn, m. Fr., warum haben diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erreget? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da? Lassen Sie uns, so manche Ursache wir dazu hätten, nicht blos das Klaglied über die Unachtsamkeit der Deutschen gegen alles was vaterländisch ist, anstimmen; etwas dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der verdienstreiche Bodmer gab zuerst Proben dieser Poesie mit einer kleinen Grammatik, einem Glossarium, und einigen Nachrichten, so weit er sie damals hatte und haben konnte; 12) er war

12) Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.

dabei auf einem guten Wege. Bei der ganzen Manessischen Sammlung ward ihm das Werk zu schwer; er gab sie ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, so gar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau wie er sie in der Handschrift fand. 13) Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundert und vierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel von Minne und Weibern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre gesprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet,

13) Sammlung von Minnesingern, 4. Zürich 1758.

weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähnten Umstand bringen soll? wer dieser Wenzel und Konrad, jener Rudolf oder Heinrich sei? er glaubt also, da er diese Gesänge mit der Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem seiner kritischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund leget. 14) Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine fügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, von dem Wiedeburg vor fast vierzig Jahren Nachricht gegeben 15) und zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne ihn ziemlich genau, und habe mir einen Theil der Gedichte selbst abgeschrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der

14) Neue kritische Briefe Zürich 1749. S. 474.

15) Wiedeburgs Nachricht von einigen alten Deutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akademischen Bibliothek, Jena 1754.

Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser Sammlung vorhandnen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebnen (der Manessische Codex ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Was herausgegeben ist, darf nicht wiederholt werden; eine Vergleichung dieser Stücke aber möchte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiednen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dies führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Manessischen Codex fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaasse und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unpartheiisch reden wollen, so dünkt uns oft doch, wo das Gedicht nicht

eigentliches, muntres Lied ist; die Minnesinger-Weise langweilig; die Strophe ziehet sich in langen und kurzen Zeilen für uns Tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Ein Aufschluß, den uns hierüber ein Tonkünstler gebe, wäre niemander unwillkommen; und nicht unwillkommner die Untersuchung, wie diese schleichenden Sylbenmaasse in die Deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortschälle liebte. Am willkommensten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen 16) erstrecken müssen; und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenes zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabei der Sprache auch zu Hülfe, welches jetzt nach Oberlins Gloßario leichter ist, als es zu Bodmers Zeit war. Geschehe dieses durch ein Gloßarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung

16) Berlin, 1783. 4.

unter dem Text, wie es dem Herausgeber am zweckmäßigsten dünkte; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

Ohne Zweifel wünschen Sie mit mir, daß ein so rühmliches Werk bald erscheine. Es falle aber ja einem verständigen Mann in die Hände, der uns die Schönheit der alten Deutschen Muse nicht vordeklamire. Sie ist bescheiden und züchtig; sie will nicht gelobt, aber verstanden, geschätzt und geliebt seyn.

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen lassen, daß unsre jetzige Deutsche Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und Herren, wie ihre Vorgänger und Urahnen, Gedichte machen sollen und werden; die Zeit ist vorüber. Gnug, wenn sie aus diesem Werk die Sinnesart und den Ruhm ihrer Vorgänger und Urahnen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelsten Geschlechter im obengewünschten Commentar mancher Rath geschafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poesie: denn was hülfe es, aus einem so reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer schönen Som-

mermuße müssen Sie den reichen Garten selbst kennen lernen.

Ueber die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters werde ich Ihnen gar nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat mir zu ihnen Lust und Musse gefehlet. Dem Inhalte nach möchte ich sie gern, auch wo ihr Stof aus fremden Sprachen entlehnt ist, in ihrem Deutschen Gewande kennen lernen; und ich wünschte, (denn mein Brief ist einmal auf dem Wege des Wünschens) daß uns ein Deutscher Treßan, angenehm und interessant wie der Französische, eine Bibliothek dieser epischen Romane gebe. Er könnte auf seinen glänzenden Französischen Vorgänger verweisen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stof in Deutschen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine nicht zahlreiche, aber sehr unterrichtende Bibliothek der Deutschen epischen Romane werden; worüber seit einigen Jahren hie und da in Schriften und Journalen manches Gute bereits versucht ist.*) Leben Sie

*) Journal von und für Deutschland, im Deutschen Mu-

wohl, und erwarten, daß ich Ihnen nächstens eine Deutsche Epopee nennen und sie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite setzen werde.

4.

Die Deutsche Epopee, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts anders als der Ulysses aller Ulysse, Reineke, der Fuchs; eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Leßing hat gezeigt, daß die Bestandheit der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle. 17) Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten äsopischen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln

seum u. f. Auch die Deutsche Bibliothek der Romane (Riga bei Hartknoch) hat für diese Werke ein eigenes Fach.

17) Abhandlungen hinter seinen Fabeln.

längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die Indischen Fabeln Bidpai, die Wilkins vor einigen Jahren aus der Ursprache bekannt gemacht hat. 18) Diese waren vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen und seitdem unter verschiedenen Namen in mehreren Europäischen Sprachen bekannt, und allenthalben mit Recht gepriesen; gegen unsern Reineke Fuchs sind sie indessen nichts als ein zusammengereiheter Rosenkranz, oder vielmehr eine Einschachtelung von Fabeln, da eine in der andern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählet? Die Morgenländer gingen auf dieses Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihrem Geschmack nicht tadeln; darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir Reineke, der Fuchs, sei. Hier ist alles fortgehende epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille; nirgend wird sie unterbrochen; die Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit, mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie Achill,

18) The Hitopades of Vishnu-Sarma Bath, 1787.

in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzet, ist und bleibt doch, das Hauptrad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit seinem unübertreflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilet. Man lieset eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lüget; und die Scenen der größesten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantsten Scenen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet. Ich gestehe, daß dies alles der angenommenen Theorie ziemlich entgegen sei, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläubig

würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt, und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lüget; desto angenehmer wird er. Durch unermerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet; und die Geschichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergötzlichste, das in dieser Gattung je geschrieben werden konnte. Disputire man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sei; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dörfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht herrschet, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehöret; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne End-Moral erheben: denn

eine Epopee oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverläßig arm un elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sey; Dank allen die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gottsched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner Uebersetzung gefehlt haben möge. 19) Seine Ausgabe hat dies Gedicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everdingschen Kupfer, Baumanns moralischen Commentar mit denen in ihm oft vorkommenden Stellen alter Deutschen Gnomologen hat man auch daneben; und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Urschrift selbst. Allerdings ist diese von sonderderbarer Süßigkeit und Anmuth; fast ohne gewöhnliche Flickreime fliessen die Verse, wie ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Poßirliche wird in ihm siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht denn ein Deutsches Product? ists nicht eine Uebersetzung aus dem Alt-französischen, wie sein Verfasser selbst saget? Allerdings.

19) Heinrich von Alkmar Reineke der Fuchs übersetzt von Gottsched. Leipz. 1752. in 4.

Darauf lasse ich mich aber nicht ein; gnug, wir sind im Besitz, und kennen bisher kein französisches Original, aus dem es übersetzt wäre. Welche Nation sich des Werks anmaßet, beweise ihre Anmaßung, nicht durch Titel des oder jenes Romans, sondern durch Bekanntmachung des Originals selbst. *) Fände da sich auch ein solcher Roman (und ich wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe;) so bleibt meines Erachtens dem Alkmar oder wer der Verfasser unsres Gedichts sei, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersetzte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfasser wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat

*) Den von Stuhl aus der Lübeckischen Bibliothek herausgegebnen holländischen Reineke kenne ich noch nicht. Nach denen von Gottsched gegebnen Proben scheinet er dem Französischen Original näher zu kommen; das wahre epische Kunstgedicht bleibet indessen vor der Hand dennoch das Deutsche, bis das Original selbst erscheinet.

ihn beseelet. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konnte ein andrer wohl auch Reineke den Fuchs schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, so wie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge viel mehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakter-Bestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden Zu unsrer Zeit kann kaum jemand mehr einen Reineke Fuchs mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedicht durchhin herrschet und lebet. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der Deutschen Reichsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben, 20) die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über Reineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht jeder sich leicht selbst in Gedanken.

20) Dreyers Nebenstunden, Bützow 1762.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sei, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf, 21) und neulich hat man sie sogar dahin erneuern wollen, als ob der ganze Reineke nichts als ein Fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen. 22) Wahrlich, das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen; so wie Majestäten, Beichtvater, Geheimschreiber, Canzler und Räthe, (eben der von Leßing bewiesenen Charakter-Beständheit wegen) ihre ewige Urbiler haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung, und

21) Vorrede zu Leibnitz collectan. etymol:
22) Mich dünkt, im Journal von und für Deutschland habe ich die Hypothese gelesen.

ist eben so unnatürlich als unpoetisch. Wenn alle Herrn von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Dächse, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Hasen, und Schlangen giebt, wirds den Füchsen wohlgehen, für die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen.

Weil ich mit meinem Reineke der Zeit nach etwas vorgeschritten bin; so wollen wir nächstens einige Schritte zurückgehn. Im Wege sind wir dennoch geblieben.

5.

Von jeher hat die Deutsche Poesie die Moral geliebet. Gewiß nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meistens religiösen Inhalts war; sondern wohl auch des biedern Charakters und der Rechtlichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufschwung, eine zügellose Licenz lag weder in der Gemüthsart, noch in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen der Deutschen; selbst das Klima begünstigte solche nicht oder es foderte sie wenigstens nicht auf. Wenn

man also den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raschere Ausschweifung zu gut halten muß: so haben wir uns dagegen den Weg der goldnen Mittelmäßigkeit gesichert, und dazu, wie alles, so auch unsre Versart eingerichtet. Für Fabel und Sprüche, die beiden leichtesten Einkleidungen der poetischen Moral, ist die kleine Versart in achtsylbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche war, gleichsam geschaffen. Beide haben sich ihr auch sehr glückliche, oft mit beneidenswerther Kürze und wenn ich so sagen darf, mit einer Rechtschaffenheit eingepräget, daß der ziemlich eintönige Vers gleichsam ein Echo der eintönigstarken Ueberzeugung zu seyn scheinet. Schon in den Dichtern der Schwäbischen Zeiten bemerkt man, daß, so viel Kunst man auch auf die Bildung einer abwechselnden Strophe verwandte, die moralischen Sprüche die einförmigsten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichsam die prägnantsten werden; die Anmahnungen des Königes Tyrol an seinen Sohn, des Winsbeck und der Winsbeckin an ihre Kinder, (ob sie gleich noch Lyrischer Art sind) nähern sich schon diesem

moralischen Rhythmus. 23) Vortrefliche Stücke ein Kern der Alt-deutschen Treue und Sitten-Erziehung! Im Maneßischen sowohl als Jenaischen Codex kommen manche Fabeln, oder kleine allegorische Gespräche z. B. zwischen der Treu und Untreu, der Wahrheit und Unwahrheit vor; leichte Einkleidungen, bei denen es wenig auf Kunst, desto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der alte Gnomolog, der unter dem Namen Freidank bekannt ist, brachte die kurze Sentenzen-Versart noch mehr im Gebrauch. Er scheint viel gelesen und auswendig gelernt worden zu seyn; und wahrscheinlich wird man bei Zusammenhaltung der Handschriften an mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbessert finden, nachdem man aus dem Schatz seiner Erfahrung oder Belesenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verschiedene Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diesen alten Sittenlehrer zu richten scheinen; 24) so werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und sodann sollte dem Freidank der Ren-

23) Schilter T. II. Bodmers Sammlung der Minnesinger Th. 2. Bragur Th. 1. 2.

24) Nach verschiednen Notizen im 2. Th. des Bragur.

ner zugegeben werden, ein schätzbarer Moralist, nicht nur des Inhalts, sondern auch seiner Diction wegen, ob ich diese freylich bisher nur aus seiner gedruckten Ausgabe kenne. Leßings Gedanke, ihn aus Handschriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere seiner guten Gedanken; aber sollte nicht Eschenburg, der sich um Leßings Nachlaß so sehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu diesem Werk ist, den Gedanken seines Freundes aufnehmen, und uns den alten Hugo von Trimberg (etwa auch nur wie Leßing und Ramler den Logau gaben,) aus Handschriften wiederherstellen? 25) Sollte unsre Nation der Kindheit so ganz entwachsen seyn, daß sie die alte Moral und Fabelunterweisung ihrer Väter, mit der glücklichsten Präcision biederherzig ausgedruckt, nicht wenigstens von den Motten befreit wünschte? „Nachdem alle Menschen, sagt Flacius Illyrikus, gern von ihren Eltern und Vorfahren „viel wissen wollen, auch alles so bei ihnen „gewöhnlich und gebräuchlich, hochhalten; weil

25) Im Bragur ist bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in diesem Aut

„auch alle Menschen gern etwas, beides von „den uralten und von fremden Sprachen, wis- „sen: so muß einer je gar ein Stock und so „zu reden kein rechter Deutscher seyn, der nicht „auch gern etwas wissen wollte von der alten „Sprache seiner Vorfahren und Eltern." Mich dünkt, ich sehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu diesem Studium thun, und unsre Fürsten selbst sich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen, und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückzulenken. Dann kommt es nur auf fähige Köpfe und rüstige Kräfte an, der Nation diesen Weg angenehm zu machen und sie mit edler Gewalt darauf fest zu halten. Der Französische Parnaß ist zerstöret, der Italienische ist lange dahin, der Brittische trägt mäßige Früchte; lasset uns unsre eigne Aecker, die Felder unsrer Väter und Urväter bauen; hier blühet uns Glück! —

Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir indeß gewiß gern nachgefolgt seyn werden; ich komme wieder zu meiner Spruch- und Fabelpoesie der Deutschen.

Boners Fabeln sind bekannt; es haben sich ihrer nach und nach zuletzt auf einmal so

viel tüchtige und würdige Hände angenommen, Scherz, Bodmer, Leßing, Oberlin, daß jedem vergessenen Dichter der Deutschen ein ähnliches Schicksal und vom letztgenannten Gelehrten eine Ausgabe derselben zu wünschen wäre, wie Leßing sie vorschlug. 26) Da winkt uns aber noch ein andrer, meinem Urtheil nach viel schätzbarerer Fabeldichter als Boner, es ist Burkard Waldis. 27) Zachariä dichtete in seiner Manier und Eschenburg nahm Gelegenheit, sein Andenken wenigstens in einigen Proben zu erneuern; meinem Wunsche nach sollte, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Burkard Waldis neu gedruckt werden. Seine Erzählung ist so natürlich und leicht; er hat eine so schöne Anschauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln sind, schütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprüchwörtern, Erfahrungen aus, daß er schon als Gnomolog vor Vielem anderm, was in unsrer Zeit gedruckt wird, den Druck verdiente. Manche

26) S. Eschenburg über Boners Fabeln, im Bragur Th. 2. S. 387.

27) Esopus, ganz neu gemacht, durch Burkard Waldis, Frankf. 1584.

kleine Seite von ihm möchte ich lieber geschrieben haben, als große Geschichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich sogleich von Burkard Waldis unterbrechen und ihn diesen meinen trocknen Brief endigen ließe? Hier ist sein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erste Fabel statt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreuet sich ihrer:

Er sprach: was thust du, edles Kleinod,
in diesem unfläthigen Koth?
Wenn dich ein reicher Kaufmann hätt',
viel großer Ehr' er dir anthät,
und würd dich halten also hold,
daß er dich fassen ließ in Gold.
Du magst aber nicht nutzen mir;
so kann ich auch nicht helfen dir,
und dir erzeigen ziemend' Ehr;
ein Hand voll Gerst mir lieber wär,
damit ich möcht den Hunger stillen,
der sich nicht läßt mit Perlen füllen.

* * *

Die Unverständgen merken beym Hahn Kunst, Weisheit zeigt die Perle an.

Ein Narr achtet nicht großer Kunst;
auch ist die Straf an ihm umsunst.
Das Bös' den Guten ist nicht gut;
Das Gut' den Bösen Schaden thut.
Das Heilthum (Heiligthum) ist nicht für
die Hund';
Perlen sind Säuen ungesund.
Der Muskat wird die Kuh nicht froh:
Ihr schmeckt viel baß grob Haberstroh.
Ein Alter sich zum Alten findt;
Auch mit einander spielen die Kind. (Kinder.)
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
Ein Kranker will den andern beschauen.
Darum sichs in der Welt jetzt hält;
Zu Gleichem Gleich sich gern gesellt.

Welch ein Reichthum an leichten aus einander fliessenden Sprüchen und Lehren!

6.

Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? Weil sie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie fangen dicht hinter den Schwäbischen Dichtern an, und es ist nicht zu läugnen, daß ein Theil dieser schon Meistersängerei enthalte; je mehr aber dies

Zunftwesen mit der Zeit zunahm, desto unbarmherziger sangen die Meister. Da ihre ganze Kunst auf Weise, d. i. auf Melodie gestellet war, und Tonlose Handwerker hierin wohl nicht viel Gutes erfinden konnten; so wurden in kurzem die Morgenröth- und Abendröthweisen so gedehnt, so langweilig, daß ich mir bei den meisten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuster denken kann, der seinen Faden lang und kurz ziehet. Da ist auch kein Seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeisternder Augenblick, (denn wie konnte der in ihre Zünfte gelangen?) merklich; Christi Geburt und Auferstehung, der heil. Geist und geistlose Schwänke werden zu einem langen Seil gesponnen, und nach Handwerksgebrauch verdrehet. Viele ihrer Melodieen sind zum Einschlafen; die schönste Sage, das niedlichste Mährchen wird ein Handwerkslied, so trödelhaft, daß es weder Gesellen noch Kinder singen mögen.

Und sie haben viel Schaden gethan, diese langweiligen Meistergesänge. Alle Gesangbücher wurden damit angesteckt; die Flickwörter, Flicksylben, jedes Yah der Meister gieng unvermerkt insonderheit in die geistliche Poesie

über. Ich weiß wohl, daß man von dieser Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Behauptung ist aber wahr und läßt sich aus der Geschichte erweisen. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksstühlen her, und wie konnts auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weisen ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen soll neue Weisen erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumal in den Reichsstädten hat dieser Zunftkram so lange dauern und von da aus sich so weit fortbreiten können: denn der Deutschen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie also, daß ich vom großen Uebel mir das kleinste wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen Schwänke der mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre Grüße und Sprüche halte.

Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruß; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat

auch die Meistersängerzunft fleißig gehandhabet. *)

Sprüche einer gewissen Gattung nannte man Priameln, weil zuerst präambulirt wurde, ehe man zum Aufschlusse kam. Ich habe sie anderwärts das Deutsche Epigramm genannt; die Form derselben ist aber sehr alt. In den Sprüchen Salomons und im Sirach ist schon der Keim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen scheinet. In den deutschen Zünften ward diese Form ausgebildet, und wenn ich so sagen darf, zum Handwerksleisten. Sie ist in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfsinniges in einer vortreflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung, darinn sagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu seyn scheinet. Ich wünschte also, daß, wie Leßing und Eschenburg dergleichen gemacht haben, 28) noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; sie enthalten wirklich, wie Le-

*) Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt: sie mag indeß auf einen andern Ort warten.

28) Leßings Beiträge zur Geschichte und Litteratur Beitr. 5. S. 198. Bragur Th. 2. S. 332.

zing sie nannte; Altdeutschen Witz und Verstand.

Auch will ich mit dem, was gesagt ist, keinem edleren Meister der Zunft seinen Ruhm absprechen; und Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister. In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, Deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte. Es war mir unlieb zu bemerken, daß die angefangene Auswahl seiner Verse mit Spracherläuterungen von einem seiner geschickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, sie wird dazu kommen, oder ihr Uhrheber für sie auf eine andre Art sorgen. 29) Leider erzeigen die Deutschen ihm nicht die Ehre, die die Engländer ihrem früheren Chaucer beweisen; 30) und doch

29) Auswahl Hans-Sachsischer Gedichte von Häßlein, Nürnberg 1781. Th. I. Im Bragur hat er nebst andern auch aus Hans Sachs Beiträge gegeben.

30) Die schöne Ausgabe dieses Dichters mit Tyrwitts Glossarium sollte ein Vorbild solcher Ausgaben werden. Ihren

hätten wir dazu Ursache. In Ansehung der kurzweiligen Geschichten, die Er, Waldis u. a. haben, wäre es kein übles Werk, wenn wir ihrem Ursprunge nachspürten; woher diese nämlich genommen sind? welche ausländische Schriften zu der und jener Zeit in Deutschland gegolten haben? Italiener, Engländer und Franzosen sind in Untersuchungen solcher Art vor uns voran; und zur Geschichte der Denkart der Nation sind sie unentbehrlich.

Noch ist eine Gattung von Sprüchen in dieser Zeit merkwürdig, die Bildersprüche, die emblematische Poesie der Deutschen. Von jeher liebte unsre ruhig-sinnliche Nation das Anschauen; und wie sie einst ihre Schilde bemahlte, ihre Wappen und Helme emblematisirte: so ließ sie sich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Mochten es gemahlte Fensterscheiben, Holzschnitte oder Kupferstiche seyn; man legte sie aus und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der Deutschen Kunst auf; und die alte Poesie gieng langsam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich

Spenser, Butleer u. f. haben die Engländer mit großen Commentaren und Noten.

wollte, daß wir eine Geschichte dieser Deutschen Bildersprüche, mit ihren merkwürdigsten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere stille Liebhaber dazu gesammlet, und Meusels nützliche Journale dörften der beste Versammlungsplatz dazu werden. Wie Holbein des Erasmus unsterbliche Moria mit seiner Kunst begleitete: so rüstete Brand sein Narrenschiff in und zu Holzschnitten aus. In den Uebersetzungen desselben, sie mochten prosaisch oder poetisch seyn, 31) in Kaisersbergs Predigten u. s. kamen diese wieder zum Anblick. Wie Aretino seine berühmten Sonnetten zu unzüchtigen Zeichnungen erfand: so suchte der Deutsche keuschere Geist sittliche Embleme kurz- oder langweilig zu empfehlen; dagegen ihm auch die damals vortrefliche Deutsche Kunst zu Gebot stand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformatiion das Ihrige tapfer beigetragen, 32) so daß ich auch im

31) Von Jacob Locher, Iodocus Badius u. s.

32) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler Altdeutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satyren, Ver-

Druck und in Verzierungen dies Zeitalter fast unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemählden nach; aber mit viel Verstande und großer Anschauung der Dinge, daher ich dies Zeitalter beinahe das emblematische nennen möchte.

Unvermerkt sind wir also der Reformation nahe gekommen; und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Producten unsrer Sprache, die eine Kaiserliche Majestät betrafen, dem Theurdank, Weiß-Kunig u. s. gar nicht rede. Aus keiner andern Ursache, als weil ich, sie zu lesen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie vieles überhaupt hätte ich noch zu lesen! und wie manches Gelesene könnte ich entbehren! Nächstens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poesie ja nicht zu viel davon erwarten!

7.

Luther war ein starker Geist, ein wah-

se und Schwänke sollte der Materie nachgehn, was dies alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frei, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

rer Prophet und Prediger unsres Vaterlandes. Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixiret; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen Deutsche Kraft, obwohl seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in Allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige Erasmus Alberus, und späterhin wenige andre gingen im Ton der Kirchenpoesie, den Er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wie wohl auch mit sehr ungleichen Schritten, fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuchs der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größeste Theil derselben Machwerk; so daß nach Luther beinah der einzige Paul Gerhard, (und wie spät lebte dieser!) unter den Liedersängern hervorschimmert. 33) Eine poetische

33) Barth. Ringwalds treuem Ekkard u. a. lasse ich auch ihr Recht widerfahren.

Reformation bewirkte Luther also nicht; (dessen er sich auch nicht anmaßte;) vielmehr gaben die dogmatischen Streitigkeiten, die durch seine Reformation entstanden, dem Geist der Gelehrten eine ganz andre, ziemlich unpoetische Wendung. Die lateinischen Schulen, die Melanchthon und andre verdiente Männer beförderten, zogen den etwannigen Genius der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber; und da mit dem obersächsischen Dialekt, der durch Luthers Bibelübersetzung und Schriften allgemach zur Büchersprache ward, die Mundarten andrer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: so gingen auch die in ihnen vorhandenen poetischen Producte des obern und niedern Deutschlands auf eine Zeitlang und für die meisten Provinzen fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward. 34) Einmal für alle war Deutschland durch den Streit über die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es

34) In seiner Deutschen Grammatik, in seinen litteraischen Aufsetzen, und sonst.

scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Indessen erholte sich allmählich der menschliche Geist wieder; und es ist sonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten der Deutschen Sprache die ersten poetischen Knospen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die ersten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die ersten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erste Ausgabe Opitzischer Gedichte ward von Zinkgref in Strasburg veranstaltet. 35) Zwei, einander übrigens sehr ungleiche Männer, beide aus dem Wirtembergischen, zeichneten sich in dem damaligen Unwesen der Dinge Deutschlands vor andern an feinerem Geist aus; und es war natürlich, daß beide sich in der Poesie versuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denkart verändert habe: denn, daß ich mich selbst ausschreibe,

35) Opitii Deutsche Poëmata. Sammt einem Anhange mehrerer Gedichte andrer Deutschen Poeten. Strasburg, 1624.

muthen Sie mir wohl nicht zu; und wozu sollte es auch in dieser Sache dienen?

Brief
über Johann Valentin Andreä deutsche Gedichte. 36)

Johann Valentin Andreä, gebohren 1586 im Wirtembergischen, ein Enkel des Jacob Andreä, 37) der zur Formula concordiæ sich so geschäftig bezeigte, war in seinem Vaterlande Diakon, Special, Hofprediger, Doctor, Kirchenrath, Abbt, Generalsuperintendent u. s. Er hat vieles und dies meistens in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die

36) Deutsches Museum 1779.

37) Der Enkel hat das Andenken seines Großvaters auf eine sehr würdige Art zu erneuern gesucht. S. Fama Andreana reflorescens s. Jac. Andreae vitæ, funeris, scriptorum etc. recitatio. Argent. 1630. 12.

der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen: die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeigen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt, neu und frisch dasteht, und in zartem Wohlgeruch blühet. Ich kenne einen Freund, der seine Schriften, so zerstreuet und selten sie zum Theil sind, mit großer Liebhaberei gesammlet, zum Theil übersetzt hat und diesem guten Andreä ein kleines Denkmal zu stiften Willens ist, wie es unsere Zeit fordert. Ihm also nicht vorzugreifen, spreche ich von den lateinischen Schriftchen dieses Mannes kein Wort mehr, und bleibe

bei seinen Deutschen Versen, die er unter dem Namen: geistliche Kurzweil Strasb. 1619 in 12. herausgegeben hat, und die nur 8 Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen klassischen Dichter unserer Zeit; die seine und auch der damalige Zustand der Deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles Latein; und auch Er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; fürs Deutsche blieben, wann ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das meiste also, auch in dieser geistlichen Kurzweil, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde; und der Verfasser sagt am Ende:

Ohn Kunst, ohn Müh und Fleiß ich dicht':
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitz'st, spitz'st und schnitz'st im Sinn,
Hab' ichs gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dirs nicht, wie ich ihm thu,
Machs besser, nimm ein Jahr dazu.

Sie sehen hiemit ohngefähr die Manier seiner Verse. Wir nennen sie jetzt Knittelreime, und haben sie zu possirlichen Ideen herabgestossen; damals waren sie das angenom-

mene Lehr- und Erzählungsmetrum; so wie denn auch der schlichte, unermüdliche, gerade Gang dieser Verse, ihre Leichtigkeit und Freiheit sowohl zur Erzählung, als zum gedrängtesten Lehr- und Ermahungsvortrage recht geschaffen scheinet. Nicht nur der berüchtigte Hans Sachs; auch Burkard Waldis, der Freidank, der Renner und wer nicht? haben sich dieses Sylbenmaaßes bedient, daß ichs beinah den Hexameter der alten Deutschen nennen möchte. Die Sprache unsers Dichters ist der schwäbische Dialekt, der ihm zum Gebrauch desselben besondre Vortheile gibt. Er wirft das d e r, d i e weg, und setzt ein d'hin, wie die Engländer: er zieht die Pronomina, e i n e m, e i n e n, die Supina, b e h ü t e t, g e a c h t e t, in e i m, e i n, b e h ü t, g e a c h t zusammen; die Vorschlagssylben g e, b e, z u macht er zum Vorschlage b, g, z, wie der lebendige Dialekt thut — zehn Vortheile mehr, die den Vers so gedrängt und voll, die Sylben und Bilder so leicht und überhinlaufend machen, daß wir mit unserm Sylbenbau, wo jeder Vorschlag, jedes Vorwort, ein unwesentlicher, nur der Flexion wegen hinzukommender Theil der Rede, wie

ein großer Herr langsam einherschreitet, dagegen schlecht bestehen. Dort zieht der Gedanke, oder das Gemälde so leicht vorüber, als man sie spricht; ja auch im Bau und Maas der Sylben erscheint dadurch mehr Proportion und Zusammenordnung. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist daher auch unser Andreä besonders glücklich; so wie auch in komischen, witzigen Zügen. Doch ich will Ihrem Urtheile nicht vorgreifen, und wähle also gleich das erste, ein sehr ernsthaftes Stück seiner Sammlung. Es ist auf den Tod einer Freundin geschrieben, theilnehmend und voll edler Dichtung: eine wahre Glorification derselben. Setzen Sie sich in diesen Zustand des Verfassers, wenn Sie es lesen wollen, und nehmen ihm auch seinen kleinen Anstrich von Mystik, so wie den Trost seines Herzens aus geistlichen Liedern nicht fremde: er schrieb aus seiner Seele und nicht für unsre Zeit. So hebt er an:

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrscht, der Fromme leidt,
Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,

Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft also, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unsre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzelied,
Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
Und sehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein Luft mögen gewinnen,
Daß wir der Dienstbarkeit entrinnen,
Daß uns so manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in diesem Jammerthal,
Erhalten auch ein klein Labsal.

Drum mancher ihm selbst nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß sucht,
Vermeint, was nicht bei Menschenkinden
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advokat,
Kein Wuchrer, Künstler und Sophist,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchrist,
Und was dergleichen Werkzeug' seyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;

Zumal der Mensch sein hoch Herkunft
Macht schnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg' und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beschert,
Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
Der sie mit seiner List und Pracht
Auch seiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Also kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menschen lief dahin,
Und sucht mir einen grünen Wald,
Da ich so manch scheußlich Gestalt,
Der Menschen Werk, schlug aus dem G'müth,
Und stillt mein Herz, das in mir wüt,
Erhohlt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforscht mein' Seel, die sehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen
Schauet den Dienst der Kreatur,
Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n solchen Herren,
Daß ich all' Gemeinschaft wollt verschwören,

Und deucht mich: ja, hie wär' gut seyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchs' und Hund' in der Menschen Gestalt,
Sondern ein Jedes sein' Art behalt.

Indem mein' Seel' sich so ergetzt,
Mein Leib sich auch in Schatten setzt,
Meine Sinn' ruhten in sanftem Saus,
Meine Fantasei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt sich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt,
Die Augen blintzten; Händ' und Füß'
Mein ganzer Leib seine Nerven ließ.
Ich hört' und hört nicht, sah ohn' Gesicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
Und sorgt' nun nicht, was Ost und West
Uns bringen möcht' für fremde Gäst,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den großen Stein?
Wenn lauf der ewige Haspel fein?
Das alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es fast finster wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,

Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes scheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein seufzt, manch Täublein kirrt.
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es schien, als wollt die Erd und Himmel,
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Ursach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles sagen:
Denn mir in solchem Wunderding'
All Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort hatt' sie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget sich die Stät',
Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' schier auf will seyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es soll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,
Wie sichs hält, wenn dies Licht anbricht
Und wird dabei gehört ein Gesang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menschen, wohl!

Der die Welt kann verlassen!
Und lebet, wie ein Christ thun soll,
Geht auf des Himmels Strassen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud gesetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut."

O Wunder groß! was seh ich hier!
Der Himmel macht eine helle Thür.
Die Sonn muß vielmal heller seyn,
Will sie gleichen dem hohen Schein.
Nun ist das Erdreich ganz erleucht,
All Dunkel, Leid und Kummer weicht.
Mein Herz, das hüpft; ich bin entzündt —
Wer ist die, so mein Gesicht nicht kennt?
Wer ist die weibliche Kreatur,
Die ich dort seh so klar und pur?
Wer ist so großer Ehren werth,
Daß sich freut Himmel und die Erd? —
Wie sich mich so entsetzet fast
Eine Wolk' gemach sich niederlaßt,
Von Farb', gleich wie die Morgenröth,
Von Geruch, als der best Würzgart thät,
Darbei hört man ein' Musik rein,
Dergleich auf Erd möcht keine seyn:

„Dort beim Ewgen ist der Nutz,
Da ist Freude, da ist Schutz,
Alles kann der bei ihm fassen
Der durch ihn kann alles lassen — —

Ich dacht: o weh dem Menschenkind,
Das da viel sucht, da man nichts findt! —
Indem hat sich die Wolk' getrennt,
Daß man nunmehr die Musik kennt;
Das waren zwölf Jungfrauen rein,
Je zwo und zwo geschlossen fein:
Ihr Gesicht, Habit und ganze Art,
Zeigt wohl, daß es nichts Menschlichs ward:
Ihr' Himmlisch Lieb' und Einigkeit,
Ihr' göttlich Freud' und Freundlichkeit,
Die gaben mir den schönen Bericht,
Wies sey, wo Gottes Will geschicht.
Hierauf die Seel nach meinem Sinn
Erhub mit Freud nochmal die Stimm,
Und sprach: „O Herr, ich bin zu g'ring
Deiner Lieb' und dieser großen Ding
Doch thu, Herr, wie du hast gesagt,
Hier bin ich, dein' unwürdig' Magd."
Hiemit der ganz' jungfräulich Chor
Rings um sie her schwebet empor —

Hier, wo ich nun eben zu schreiben anfangen sollte, hier, wo der Mittelpunkt des Gedichts

ist, daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verläugnung dort ewigen Werth und Lohn finden, hier — breche ich ab. Die zwölf Jungfrauen, die erscheinen, sind Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuschheit, Gehorsam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mässigkeit, Arbeit. Alle reden die Ankommende aufs liebreichste an, loben sie, krönen sie mit ewigen Lohne. Die ganze Erfindung ist in Spensers Geist und ihre Worte sind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck aber müßte nicht diesem Gegenstande, dieser Vorstellung selbst nachbleiben? Ich übergehe also ihre Reden und der entzückte Seher fährt fort:

Aber was hör' ich, ich vernimm,
Der ganze Chor singt mit heller Stimm:

„So geh nun ein ins Leben,
Das dir von Anfang ist bereit!
Nimm an, was Gott thut geben,
Geneuß der ewgen Freud!
In Ruh, in Freud', in Wonne,

Tritt ein ins ewge Licht.
Ergetz dich in der Sonne,
Da nun dir nichts gebricht.
Dein warten mit Verlangen,
So in der Freud' voran;
Und werdens auch empfangen,
Die du auf Erd verlan.,,

Dies war also die letzte Stimm
Damit fuhr all' mein' Freud dahin,
Damit theilt sich der Himmel wieder,
Und nahm sie weg; ich blieb hienieder,
Und seufzte, sehnte mich nach ihn'n —
Ach, daß ich noch im Fleische bin!
Ach, daß ich trag so schwer Gewicht,
Daß ich mich mag aufschwingen nicht!
Ach, daß ich noch mit Fleisch und Bein
Mit Stückwerk muß gebunden seyn!
Was andre freut, mich nur betrübt,
Was andre ehrt, mich nur bemüht.
Was andre lehrt, mich nur verwirrt,
Was andre speist, mich nur stets irrt —

Das zweite Stück enthält eine Pastoraltheologie für junge Kandidaten, voll launiger, komischer Züge, und so wahr, so

wahr auch jetzo; es ist aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten *)

Die folgenden Gedichte sind theils Lieder, theils sehr wohl ausgedruckte moralische Sentenzen; ein paar Proben derselben will ich beyfügen.

Andreä hat auch einige Sonnette von Campanella übersetzt, die aber hart sind. Gnug, diese Anzeige soll nichts als einen feinen, dichterischen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften erlag. Seine Deutschen Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können; seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und so lange sein Geist in diesen Schriftchen, noch mehr aber in seinen thätig getroffenen Einrichtungen lebt, wird Nachwelt und Vaterland seinen Namen segnen. War er kein Dichter, so war er etwas bessers, ein ausübender Lehrer der ächten Menschenliebe und Menschenweisheit.

*) Ich habe es seitdem den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beigefügt.

— Spargite humum foliis, inducite
fontibus vmbras
Pastores, mandat fieri sibi talia Daphnis.

Einige Sprüche
von
J. B. Andreä.

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitelers als eigne Ehr';
Der Stolze ist gewiß auch leer.

Wer weise zähmet seinen Mund,
Dem Menschen ist sein Herz gesund.'
Nichts schnöder; als Wort ohne That;
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Aermers, als der Welt seyn hold,
Undank und Schande ist ihr Sold.
Wer sich vergnügt mit seinen Gaben.
Der Mensch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn' Zweck macht Schwindelköpf.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo bist du bei uns verstecket,
Daß sich dein Ursprung uns so selten nur entdecket?
Von Gott bist du gebohren,
Gott selbst hat dich erzeugt,
Dem Menschen auserkohren,
Dem die Natur sich beugt.

Liebliche Liebe, wo bist du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht schmecken heut noch morgen?
Die Welt thust du erfüllen
mit süßem Honigseim,
das größte Leiden stillen
durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo bist du bei uns verschlossen,
Daß wir zu deiner Treu uns schicken so verdrossen?
Alles kannst du verbinden,
was irgend ist zerstreut,
In dir ist Alls zu finden,
was Menschenherzen freut.

Stetige Liebe, wo bist du bei uns verlohren,
Daß du, Standhafteste, nie kommst vor unsre Ohren?

Du mußt den Bund erhalten
Den Bund der Menschenpflicht;
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann rosten nicht.

Tröstliche Lieb', wohin bist du bei uns vertrieben?
Daß, uns dein Muth nicht stärkt, wie viel auch aufgeschrieben.

Du nimmst dem Kreuz sein Gewichte,
Du nimmst dem Kelch die Gall,
Daß sich ein Christ aufrichte,
stärk mit den Brüdern all — u. s.

8.

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opitz vorhergehenden Zeiten nennen wollte, ist **Georg Rudolph Weckherlin**, von dessen Leben ich mehr zu wissen wünschte. In der Vorrede seiner Gedichte 38) klagt er, daß sein väterliches Erbgut durch den unmenschlichen Krieg, in seines Bruders Händen zu Stuttgard und Blochingen, mit ihm selbst und seinem Vaterlande, auch

38) G. R. Weckherlins Geistliche und weltliche Gedichte. Amsterd. 16. in 12.

viele seiner (Rudolf Weckherlins) hinterlassenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß die, denen er gnuz bekannt gewesen, es wohl wissen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der Deutschen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch seine Gedichte vor Augen geleget. Die Buhlerlieder, die er sehr jung verfertiget, seyn längst verlohren; andre Stücke, sonderlich etliche Ovidische Fabeln seyn ihm in Frankreich und England entführet; die übrigen, Sonnette und Bulereien seyn in Deutschlands Feuer und Asche gerathen und also als seiner jungen Thorheit Funken zu nichts worden; inmaassen es denn gewiß sei, daß

gleichwie wir Menschen dahin sterben,
also auch unsre Werk verderben.

Er freuet sich, daß viel hohe und vortrefliche Personen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen sowohl als in Deutschland ihn geliebet haben und noch lieben. Er führet an, daß er schier sein ganzes Leben, oder doch mehr dem vierzig Jahr her ohn Ablaß in großer Herren, Fürsten und Könige Diensten,

schweren Geschäften und Reisen zugebracht, und sich zwischen diesen mühsamen und stetigen Geschäften kaum einige angenehmere, denn diese, ihm natürliche, Ergötzung und Kurzweil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man sich also vielmehr verwundern, daß er nicht lieber den Musen und der Deutschen Sprache gar einen Scheidebrief und ewigen Urlaub gegeben.„ Und in der That zeigen seine Gedichte, daß er nicht nur mit allen gebildeten Sprachen Europa's und mit den berühmtesten, treflichsten Menschen seiner Zeit, sondern auch mit dem grossen und feineren Weltlauf einheimisch und innig bekannt gewesen. Seine Gedichte athmen den Geist der grossen Welt; sie sind voll sinnreicher, artigen Wendungen bis auf die damals viel geltenden Concetti der Italiener. Die Englische Sprache scheint ihm seine zweite Muttersprache geworden zu seyn; ihr eifern seine Gedichte in Ansehung des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen nach; sie sind voll Anglicismen. Ausser Englischen hat er aber auch Griechische, Lateinische, Italienische Stücke, alle jedoch in eigner Art nachgebildet. 39) Die Liebesge=

39) So ist z. B. die 30. Ode seines 2ten Buchs,

dichte, (Bulereien, wie er sie nennt,) scheinen ihm am meisten geglückt zu seyn; seine Myrtha ist so artig und schön besungen, als kaum eine Doris und Chloris besungen worden.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die Zinkgref, Bodmer und Eschenburg bekannt oder wieder bekannt gemacht haben; der feine Geschmack des letztgenannten hat sich vorzüglich an seine schönsten Stücke gehalten. 40) Indessen schlage man das Buch auf, wie es fällt; so stößt

die Lüge, eine Nachbildung des herzlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor seinem Tode geschrieben haben soll: go, soul, the bodie's guest; Reliques of ancient Poëtry (Vol. 2. p. 306.) Die 32te Ode Ulysses und die Syrene ist wörtlich das Gespräch: Ulysses and the Syren (Reliq. Vol. 1. p. 312.) Die Kennzeichen eines glückseligen Lebens Rel. Vol. 1. p. 320. und dem Italienischen ist ungemein vieles sowohl in den Oden als Sonnetten nachgebildet.

40) Auserlesene Gedichte der besten Deutschen Dichter, von Eschenburg B. 3. Braunschw. 1778.

man in seinen weltlichen Gedichten, auf Artigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in späteren Zeiten wenige übertroffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zu Erweckung seines Andenkens geschrieben habe, 41) und lege seine Gedichte selbst bei. Sie werden, die Fehler seiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

Proben

aus Rudolph Weckherlins Gedichten. *)

Ueber einen Kranz.

Die Rosen, Lieb' *) in deinem Kranz
sind roth, wie deiner Lefzen Glanz;
Die frische Lilien vergleichen
sich deiner zarten glatten Hand,
und dieses gülden-klare Band
muß deines Haares Golde weichen.

41) Deutsches Museum, 1779. Octob. n. 2.

*) Mit wenigen, fast unmerklichen Veränderungen.

*) Lovo, my love.

Der Rose giebt Ein Tag den Gang,
Die Liljen blühen auch nicht lang',
und deine Blum' ohn Wiederkehren
veraltet einst und neiget sich.
So sollt' auch dieser Goldfad dich
des goldnen Fadens Kürze lehren.

Warum dann bist du so feindlich?
Warum sprichst du so unfreundlich?
Warum thust du mich so betrüben?
Erbarmst du dich nicht über mich,
Nein, so erbarm dich über dich,
Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, Reden und Stillschweigen
wenn beides hindert unser Glück,
So laß uns unser Herz bezeugen
Durch sich besprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird diese stumme Sprach uns lehren.

Laß hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die nicht verstehn die leise Kunst.

Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand sich verdrießen
Ob unsrer Lieb' Anblicken-Fahrt,
So müssen wir uns dann begrüssen
Mit dem Geist, nach der Engel Art;
Und Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Und also wollen wir betriegen
Der falschen Schwätzer Müh und Leid,
Und doppelt uns nach Lust vergnügen,
In ihrem Neid' und unsrer Freud';
Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines andern Will gebeut,
Der ohne Mißgunst, Neid und Streit,
Sieht andrer Glück vorüber schweben.

Der seine Wünsche selbst regieret,
Indeß sein frommer deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter sein Herz triumphiret.

Der kein Geschrey noch Lob begehret,
Dem Wahrheit ist die größte Kunst,
Den Fürsten = oder Pöbel = Gunst,
Den Furcht und Hoffnung nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Nicht speisend sie von seinem Gut;
Und dessen Fehl, Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
Des Bösen Lob des Frommen Fluch;
Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod —
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter schreyet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Denn Er ist frey, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

All Glück gut.

Das Glück ist allen gleich und gut.
Ist auch beständig heut' und morgen;

Den Reichen giebts Furcht, Müh und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Tod eines Lasterhaften.

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

Glück.

Das Glück hat vielen, wohl zu leben,
Zu viel; doch keinem gnug gegeben.

Tod.

Mit dem gnadlosen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist du schön, so gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Lastern zu beflecken;
Und bist du häßlich, so sey weis',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

Martials Wunsch,

was das Leben glücklich mache; verändert. *)

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß
Ein wohlverdienend-frommer Wandel,
Nicht köstlich, doch gut Trank und Speis',
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.
Gesund- und freier Geist und Leib,
Behaus- und Kleidung, rein und tüchtig,
Ein freundlich, keusch und kluges Weib,
Ein Ehbett, fröhlich und doch züchtig.
Trostreicher Schlaf, sorglose Nacht,
Lieb' allen, niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag und Pracht,
Mit seinem Stande sich vergnügen.
Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was Recht, stets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

Die gegebnen Proben zeigen, daß Weckherlin, wie alle seine Vorfahren, die Sylben zum Verse mehr zählte, als maas, lieber, wenn ich so sagen darf, sie dem Sinn nach deklamirte, als Schulmäßig skandirte. Er

*) Vitam; quae faciunt beatiorem.

that dabei, was die Poesievollsten Nationen, Spanier nnd Italiener, (Franzosen ungerechnet) noch thun, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergiebet: nemlich, der Vers bekommt dadurch Physiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geist des Gedichts und der Strophe sie gleichsam forthaucht. Die Seele des Verses belebt auch den Wortbau und der Accent, den der Dichter jetzt auf dies Wort, jetzt auf jenes, als auf seine rechte Stelle zu legen wußte, thut seine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie schon Weckherlin anführt, die deutsche Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer schönen, vielsylbigen und zusammengesetzten Worte bleibt, die zersetzt und zerschnitten, oder zusammengedrängt und aufgeopfert werden müssen, wenn das Mühlengeklapper des Jambischen Rhythmus ein Erstes und das Hauptgesetz bleibet.

Und wozu diente im Grunde dieser einförmige Rhythmus? Nehmen Sie ein Gedicht, das am schulmäßigsten skandirt ist, und wollen es lesen; wirds nicht unerträglich, wenn man im Lesen skandiret? Sie müssen also erst zerstören, was der Prosodiker hinein-

zwang, damit nur im lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht Geberde und Antlitz zeige — schöne Kunst! schöne Mühe! Griechen und Römer konnten lesend skandiren und skandirend lesen, Metrum und das lebendige Gemälde der Worte mischten sich, und der Sinn folgte. Wo geschieht dies bei unsern eintönigen Jamben? Wer mag sie singen und skandiren, daß sie noch Jamben blieben? Das feine Ohr der südlichen Nationen Europens, die der römischen Sprache näher sind, verließ also ein Gesetz, das weder die Sprache noch der poetische Geist ertrug, indem es ihnen hölzerne Klötze an die Füsse band und Schellen an die Ohren: sie zählen, aber sie messen nicht genau: sie deklamiren und lassen der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verse des Gedichts ihre natürliche Physiognomie und Mine. Entginge der Musik lyrischer Stücke damit etwas? Nichts weniger. Die wahre Musik hätte sich dieser mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben. Sie selbst soll deklamiren; sie kann also tiefer und eigenthümlicher an die Seele reden, wenn sie ein lebendiges Wort- und Empfindungsgemälde auszudrücken hat, nicht ei-

nen mechanischen Rhythmus. Italien ist abermals Zeuge. Gesang und Sprache wird bei ihm viel mehr Eins, als bei uns; warum? die Italienische Poesie skandirt nicht, sondern sie deklamiret. Kurz, wenn Weckherlin die Englische Poesie in Allem auszudrücken suchte so that er wohl, daß er sie hierinn verließ und seinen Vätern folgte. Die Englische Sprache ist voll einsylbiger Worte; die längeren werden zusammengezogen und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Sylben gerechnet; bei uns Deutschen ist Alles dies anders. Und doch hat die Englische Prosodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürchten, und lieber unsre Sprache verderben. *) — —

*) So wahr dies alles in Absicht der einförmigen Jamben, zumal wenn sie hölzern gebraucht werden, seyn mag: so paßt es nicht auf andre lebendigere Sylbenmaaße, in denen das Metrum mit dem Geist und Genie des Gedichts, ja selbst mit der Physiognomie jedes Verses und jeder Strophe aufs innigste Eins wird. Keine Sprache Europa's kann sich hierin der Griechischen so zwanglos nähern als die Deutsche; und natürlich ist dies eine vollkommnere Versification, als wenn die

Ausser dieser lebendigen Deklamation hat Weckherlin eine merkwürdige zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provinzial, theils von ihm selbst gebildet ist. Oft wird sie hart, weil er dem Drange der Englischen Kürze zu sehr nacheifert; überall aber, und auch in seinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieses Dichters in seinen besten Stücken nicht nehmen lassen, und ein Idiotikon seiner Sprache mit ihm liefern. — Ein großer Theil seiner Gedichte sind Lobgesänge, meistens auf sehr würdige Personen, z. E. Gustav Adolph, Bernhard von Sachsen, Ernst von Mansfeld, den Ritter Wotton u. a.; die meisten enthalten trefliche Stellen zum Lohn des Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl, wenn ich diesen

Declamation eines Gedichts der Skansion desselben widerspricht und diese nur für das Auge gemacht scheinet. Auf jenem Wege ist auch die innigste Zusammenschmelzung der Poesie und Musik allein möglich. Klopstock hat diesen Weg der Poesie eröfnet, und andre haben sich eigne Fußsteige gebahnet, so daß wir zur unskandirten Barbarei nicht mehr zurückkehren können, noch dörfen.

Dichter von einer guten Hand wieder erweckt sähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder. —

9.

Mich freuets, daß Ihnen Weckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortsetzung meiner Briefe aufmuntern: so dächte ich, wir stünden bei Opitz vor der Hand stille. Freilich giebt es auch in diesem bekannten Zeitraum mehrere sowohl weniger bekannte, als mißkannte Dichter; sie sind indessen nicht so selten, und man kann sich in Absicht ihrer eher zurecht finden.

Lieber wünschte ich ein andermal das Andenken einiger alten Prosaisten unsrer Sprache zu erneuren, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger sind als die Dichter.

Am besten wäre es, wenn wir eine Geschichte der Deutschen Sprache in Prosa und Dichtkunst, mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Ursachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas anders, als das Andenken einzelner Dichter und Prosaisten. Also für jetzt zur Gnüge.

V.

C ä c i l i a.

Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende: a) „Eine edle Jungfrau, Cäcilia, höre-

a) Dei vocem audiens Caecilia Virgo clarissima absconditum semper Evangelium Christi gerebat in pectore, Dominum fletibus exorans, ut virginitas eius ipso conservante inviolata permaneret. Hæc Valerianum quemdam iuuenem habebat sponsum, qui juuenis in amore Virginis perurgens animum, diem constituit nuptiarum. Cæcilia vero subtus ad carnem cilicio induta, desuper auratis vestibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et sponsi circa illam erat

te Gottes Stimme, und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herren, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit Goldgestickten Kleidern ward Cäcilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmeten auf sie, daß sie die Liebe ihres Her-

exæstuans, ut non posset amorem cordis sui ostendere et quod solum Christum diliret geret indiciis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus est. Et cantantibus organis, illa in corde suo soli Domino decantabat, dicens: fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar; et biduanis ac triduanis jeiuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apostolos, et sancta omnia Christo famulantia exorabat, ut suis eam deprecationibus adiuuarent, suam Domino pudicitiam commendantem. Acta Cæcil.

zens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instrumente tönten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herren allein und sprach: „reinige mein Herz, mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe.“ Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl sich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu sich; mit Thränen flehete sie die Apostel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Christi, um ihren Beistand an, dem Herren ihre Tugend zu empfehlen u. s. „ Sie erhielt diese, bekehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die beide den Engel sahn, der sie begleitete; sie litt endlich das Märtrerthum, und ward eine Heilige der Kirche.“

So sprach die Legende und vergebens standen jetzt die Worte: cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat, nicht im Brevier der Kirche. Ausser dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich an den Hochzeit-Instrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man mach-

te sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderinn der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht, wenn? und wo?) erwählet war, und sich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meister und Zunftgenossen derselben versammleten, ihre Schutzgöttinn musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit Opfer, die sie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch minder annehmen konnte. Man sang und musicirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. f.

So gehts mit den Namen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn alle auf ihm versammlet stünden, wie mancher würde

über das, was man an ihm pries, und wie mans an ihm preiset, errôthen. —

Weit entfernt indessen, die Heilige Cäcilia von ihrem schônen Sitz der Unsterblichkeit verdrängen zu wollen, und statt ihrer, wie ein Schriftsteller gethan hat, b) die heil. Ysoie, St. Vincenz, St. Odo, St. Albric, St. Gall, oder gar den heil. Dunstan zum Patron der Musik vorzuschlagen, preisen wir diesmal den Mônchsirrthum sehr glücklich. Er hat eine schône christliche Muse geschaffen, die durch Gemählde und Gesänge berühmt worden, und durch beide aufs Herz der Menschen wohlthätig gewirkt hat. Das einzige Gemählde Raphaels von ihr in Bologna macht sie, als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Clio, noch eine Maria oder Magdalena darstellt; eine erhabne, standhafte Heilige ist sie, und zugleich die personificirte himmlische Andacht.

Desgleichen hat ihr Festtag Compositionen

b) Varietés historiq. et literair. Par. 1752. T. III. p. 242.

hervorgebracht, die, wenn sie auch in Wahl der Materie nicht eben alle zum persönlichen Charakter der H. Cäcilia stimmten, dennoch zu den classischen Meisterwerken der Kunst gehören, z. B. Drydens, Pope, Addisons, Congreve's Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern Händels Musik zum erstgenannten Gedichte.

Schön ists überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttinn, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung selbst zu haben. Man freuet sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht, eben durch diesen festlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neuaufblühenden Jugend = Schönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singet: denn Andacht, dünkt mich, ist die höchste Stimme der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, und ist bis zum Innersten

der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergötzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabnen, umfassenden Genuß, den nur die reine heilige Musik unsrer Seele gewähret.

Nach diesem Gruß an Cäcilia sei es mir erlaubt, einige Worte über ihre Kunst zu sagen.

* *
*

I. Die tiefste Grundlage der heiligen Musik ist wohl der Lobgesang, Hymnus; ich möchte sagen, er sei dem Menschen natürlich. Wir finden uns nämlich so ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebernacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie Tropfen im Ocean zu schwimmen scheinen; und wenn dies Gefühl über einen Gegenstand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „ungeheure Macht, erdrücke „mich nicht! hilf mir!" Die wildesten Nationen haben auf solche Weise Anläße zu Hymnen gezeigt; gesetzt, daß sie solche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen ungeheuren Wasserfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und Sterne gerichtet hät-

ten. Je mehr indeß der menschliche Verstand sich sammlet und gleichsam selbst begreift, desto mehr findet er in dieser ungeheuren Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mithin Gesetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird also immer beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenschaften der großen Schöpfung in Beziehung auf sich selbst und auf andre mit ihm lebende Wesen: er nennt die Eigenschaften seines angebeteten Gegenstandes mit tausend Namen, deren ganzer Inhalt dieser ist: „Du bist groß; sei auch gut! schade mir nicht, hilf mir!“ Wenn endlich der Geist sich zum höchsten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt; ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zusammen fliessen; ein Mittelpunkt, aus welchem alle Radien strömen: was kann ein Wort an ihn seyn, wenn es ein Wort seyn soll, als Hymnus? „Von Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu Dir gehe ich wieder. Du bist alles, Du hast alles, Du gabst mir alles; gib mir das Edelste, Dir ähnlich zu seyn; hilf mir!“ Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hym-

nen solcher Art ihr Herz ausgeschüttet und ihre Vernunft gesammlet; auch in der höchsten Poesie ist der Plan solcher Lobgesänge äußerst einfach.

Es giebt nämlich zweierlei, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der Natur und suchen gleichsam den großen unumschränkten Himmel, unter dem sie ertönen; diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte worden ist, und lieben einen engern Kreis; aber auch sie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden; jetzt bleiben wir bei dem, was dem christlichen Hymnus Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dies vor allem andern das Ebräische Psalmbuch. In ihm sind Lobgesänge der vortreflichsten, reinsten Art vorhanden, Gesänge, die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichsam mit sich führen. Der Geist der Tonkunst wohnt ihnen so innig ein, daß er sich jeder Sprache mittheilt, in welche sie übersetzt werden; auch

in den härtesten Mundarten roher Völker fängt sich mit ihnen heiliger Gesang an zu regen. Und zwar ist es Tempel- und Chorgesang. Dieser Charakter ist ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verse und Glieder unaustilgbar eingepräget: daher auch ins Christenthum mit ihnen sogleich die zwo Stimmen, (Priester und Volk,) die Antiphonieen kamen. Mußte Musik nicht die Basis eines öffentlichen Gottesdienstes seyn, dessen Religion sich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels selbst als einen Tempel- und Lobgesang, als ein ewiges Halleluja gedachte? Das Dreimal-Heilig, das Ehre sei Gott in der Höhe, das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegte also auch das Schiff der christlichen Kirche; in Höllen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leises oder lautes Echo.

Damit schließe ich nicht aus, daß nicht auch Griechische und Lateinische Modulationen den christlichen Kirchengesang bestimmt haben; die alten Hymnen zeigen dies unwidersprechlich. Nothwendig mußte das Christenthum, sobald es aus Judäa ausging, in jedem Lande, in dem es sich festsetzte, den Charakter und

die Modulation der Sprache dieses Landes annehmen, also auch von ihrer Dicht- und Tonkunst lernen; und am meisten war dies bei der Griechischen und Römischen Kirche der Fall, da beide dieser Sprachen, insonderheit die Griechische, so Poesie- und Tonreich waren. Indessen war und blieb dies alles nur ein Geräth, das man im Geist der Psalmen und des Jüdischen, hin und wieder auch des ehemaligen heidnischen Gottesdienstes gebrauchee, an dessen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk sollte beschäftigt, ergötzt, erbauet werden; wie konnte dies anders geschehen, als daß man sich seinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienst aus; die menschliche Seele, ein Instrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein sanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer stilleren Freude und leiseren Belehrung; sie will auch in Gefahr und Angst, in Kummer und Sehnsucht ein „Herr erbarme dich unser", ein klagendes, ängstliches Miserere. Für alle diese Gemüthszustände und Situationen des Lebens hatten die Psalmen einen reichen Vorrath; und da

die Kirche oft in Umstände gerieth, in denen sie solcher Angstgebete nöthig hatte, so ward dieser Vorrath der Psalmen vielfach gebrauchet. Daher also die Bußpsalmen, die girrende Stimme der Turteltaube in den Hölen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneyen mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleison; daher die Seufzer um Errettung, die Gesänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuversicht war die christliche Kirche gegründet; Glaube und Zuversicht erheben und beflügeln sich am stärksten mit dem Gesange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entschlafenen tönte nicht heidnische Verzweifelung und Furcht fürm Todtenreiche; sondern sanfte Trauer und fröhliche Hoffnung, Hoffnung des Wiedersehens, des ewigen Zusammenlebens mit einander.

III. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, sie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeisterung gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bei Einweihungen, und in

den Momenten des Wunders. Selbst das *christliche Glaubensbekenntniß*, konnte von der Musik nicht ausgeschlossen seyn: denn es ward ein *Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen*. Die ganze Idee der christlichen Kirche, daß sie eine Einzige, allgemeine, unter einander durch Einen Geist verbundene Gemeine sey, machte an sich schon Gesang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem *allgemeinen Opfer*, zu einem *weltverbreiteten Hallelujah*.

* * *

Nachdem, was hier in größester Kürze angedeutet worden, ist es nicht zu verwundern, daß die *ganze Einfassung der christlichen Liturgie insonderheit in der Griechischen und Römischen Kirche Gesang ward*; auch die Syrische und keine andre hat sich davon ausschließen mögen. Vom frühesten Stral der Morgenröthe beginnet der Gottesdienst mit Versikeln und Intonationen, Antiphonieen und Doxologieen: Psalmen und Hymnen wechseln; die Lesungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk sind gleichsam nur zwischengestreuet. Das

Christenthum nämlich begann bei Völkern, die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; diese liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufschwung der Phantasie durch Ohr und Auge. Und da ihnen, angezeigtermaaßen, das Psalmbuch der Juden, sammt der Poesie und Tonkunst ihrer Landessprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, und des früheren Gottesdienstes, an welchen sie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hülfe kam; so ward aus Gesängen und Sprüchen des alten und neuen Testaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunst daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der Griechischen und Römischen Kirche in diesem Gesichtspunkte durch; sie sind große Gebäude, ich möchte sagen, Labyrinthe des musikalisch-poetischen Geistes, in denen Geschichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Psalmen sind hin und wieder vortreflich gebrauchet, und über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß,

wenn man es auch nicht wüßte, man es mit großer Gewalt fühlet: „eine solche Anordnung sei nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiednen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen." Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, sind diese Bücher zu studiren eben so unentbehrlich, als dem Tonkünstler, wer er auch seyn mag, die unerreichbaren Muster der ältern Musik der Kirche. Denn, heilige Cäcila, mit welchen Wunder- und Herzenstönen hast du deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Palestina, Marcello, Pergolese, Händel, Bach u. s. begeistert! In und aus ihnen tönte die heilige Musik in vollem, reinen Strome; bis sie sich nachher in tausend anmuthige Bäche zertheilt hat.

* *
*

Ziehen wir aus dem, was historisch bemerkt worden, einige Folgen: so ergiebt sich vor allem, daß der christliche Kirchengesang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes Ein Ganzes seyn müße, das vom ersten bis zum letzten Tone Ein

Geist belebet. Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden, auf welche es doch in der ersten Kirche so fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem demuthsvollen Kyrie an, und unterbrechen es zuweilen mit einem Gloria. Ein Allein Gott in der Höh sei Ehr! soll das Gemüth erheben; Antiphonieen und Lectionen werden eingestreuet; ein sanftes Lied, ein gesungener Glaube sollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmals endlich soll in der feierlichsten Rührung mit Gesang und Segen den Gottesdienst beschließen; wie weit sind wir aber davon weggekommen, daß dies Alles Ein Ganzes auch im sinnlichgeistigen Eindruck werde! Die Musik der Kirche sollte dies Band seyn: denn sie ist sinnlich und geistig; zwischen ihren Ufern sollte der Strom der Begeisterung und Andacht sanft oder stärker fortströmen. Aber die Orgel allein thuts nicht; Instrumente allein werdens auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienstes selbst im Innern und Aeußern, Sänger, Leser, Prediger, die Gemeine, also ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wo-

zu und wie sie beisammen ist, müssen dazu beitragen, daß Klopstocks goldener Traum, die Chöre, erfüllt werde. c)

Und ehe dieser goldene Traum erfüllet wird, wollen wir wenigstens einige Worte von dem reden, was dem musikalischen Dichter und seinem Tonkünstler auch jetzt schon vor der Hand zu liegen scheinet; so bald sie darauf Rücksicht zu nehmen geneigt wären.

1. Die Basis der heiligen Musik ist Chor: denn eine Gemeine soll singen, und wenn zwei oder drei versammlet wären, so machen sie mit der ganzen Christenheit auf Erden Eine Gemeine. Arien also, Duette, Terzette u. dgl. sind nie das Hauptwerk einer Musik der Kirche, gesetzt, daß sie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors, (im weitesten Verstande genommen,) gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik erfodert. Die tiefste Demuth, ja ich möchte sagen, Vernichtung und Zerschmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Trost, Hoffnung und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage und Ant-

c) S. Klopstocks Oden, Hamburg bei Bode S. 227.

wort, Zweifel und Zuversicht, Kummer und Trost, Fluch und Segen sind in den reichen Sätzen und Gegensätzen der Chorsprache alten und neuen Testaments zu finden. Einen großen Theil der biblischen Bücher schlage man auf, wo man will; und es fallen Stellen ins Auge, die, wie Stimmen Gottes und der Gemeine, der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünstler nur fühlen und für das Herz der Menschen accentuiren darf. Hier ist Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen. Die Sprache der Psalmen und Propheten ist uns auch hier Muster. Man sehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113 — 118. 121 — 29. Psalm; welche Abwechselung des lyrischen Gesanges vom leisesten Solo bis zum vollesten Chor, in allen Stuffen und Inversionen, ist in ihnen vorgezeichnet! Und der Gebrauch derselben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort, wie mannichfaltig darf und kann sie seyn nach Inhalt und Zeiten!

Hier also ist das lyrische Gebäude in höchster Würde und Vollkommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunst hier rein. Es sind Stimmen, die sich hören lassen, und keine Personen; aber alle Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder reinen menschlichen Empfindung. Die Symmetrie zweier Stimmen und Chöre bleibt indessen die Hauptabtheilung, wie bei jedem symmetrischen Gebäude, so auch hier; dies ist der Einfalt gemäß, die sowohl das Herz als die lyrische Kunst wünschet.

3. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt, oder beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir sind aber auch hierinn hinter der ältern Kirche zurück geblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Haupt-Sylbenmaaße zu ihren Hymnen; diese sind alle popular und sehr faßlich; und doch sind von ihnen kaum zwei und drei sehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua gloriosi, die sapphischen und anapä-

stischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meistersängerzeiten seine Melodieen erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weicheren, abwechselnden Sylbenmaaßen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben; daher die ältern, unter welchen mehrere Vortrefliche sind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer sollte es dem Kirchengesange wehren, alle die Abwechselung, allen den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fodern? Aber Musik muß diese Melodieen einführen; sie müssen zuerst in einem größeren Gebäude der Tonkunst erscheinen, daß die Gemeine sie, unvermerkt gleichsam und willig, lerne. Was in der Welt bedeutete sonst der einzelne Vers eines Chorals, den wir jetzt unsern Kirchenmusiken einstreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man spüret, wenn die Strophe aufhöret, eine unangenehme Leere; und es bleibt bei diesen Zertheilungen Alles ein künstliches Flickwerk. Nicht also die ältere Kirche. Ihre Hymnen sind kurz; allemal aber

von mehreren Strophen, und zu allen blieb ihr das Dreimalheilig ein Muster. Da es nun überdem ausser allem und über allen Widerspruch ist, daß unsre Poesie und Sprache gegen die Sprache unsrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden; warum wollten wir fortfahren, nur zwo Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in unsrer Hand haben? Sehen wir nicht, daß ausser der Kirche die Musik erstaunende Fortschritte gethan hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks vieltöniger worden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leyern und singen können, weil wir nicht mehr wie sie accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des Kirchengesanges dünkt mich also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu seyn; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten Flügeln der Kirchenmusik kann sie am leichtesten und angemessensten erlangt werden. Hier wird sie in allen Theilen harmonisch gebildet und eingeführet; der Chor der Kirche nimmt sie willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der Lectionen vertreten; sie müssen

also nur eingestreuet werden, dabei äußerst einfach, kräftig und kurz seyn. Sind uns die Evangelien nicht bekannt? lies't sie der Lector nicht vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet, mit fremdem, rhetorischen oder poetischen Schmuck verbrämen? Durch dies beschwerliche Kunststück erreichen wir nur Eins, daß wir mit vieler Mühe in langen Phrasen unmusikalisch sagen, was an sich in seiner alten evangelischen Erzählung größten Theils sehr musikalisch gesagt war: denn es ist nicht zu bergen, daß der historische Styl der Bibel, so wie Oßian, ja jede von Kindern und einfachen Völkern erzählte Geschichte der Musik viel empfängiger ist, als unsre künstlichsten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es also anders. Nur wenige Hauptworte nahm sie aus den Lectionen zum Gesange auf, ließ diese in Antiphonien wiederkommend ans Herz dringen, als Hauptdenkmale der ganzen Geschichte. Dies dünkt mich sey der wahre zweckmäßige Gebrauch derselben nach Ort und Zeit: denn warum dörfte der Gemeine eine Geschichte vorgesungen werden, die sie weiß, ja die sie eben

gehört hat? Und welches sogenannte malende Recitativ könnte eine Geschichte malen? Aber Worte, Stellen aus der Geschichte ans Herz legen, das kann die Tonkunst.

5. Hiemit zeigt sich also, daß die Kirchenmusik auf keine Weise dramatisch seyn könne, und wenn sie dies seyn wolle, sie ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater ist alles auf dramatische Vorstellung, Charakterschilderung, aufs Spiel der Personen eingerichtet; hier zeigen sich, wie gesagt, keine Personen, hier wird nichts repräsentiret. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unserm Geist und Herzen reden. Wollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Maria oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Gebehrde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle Wirkung. Dies Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und allgemeiner Gesang, ein Wort an alle

menschliche Herzen geworden seyn: alsdann wirds eine Stimme der heiligen Tonkunst. So z. B. der Gesang Simeons, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anleget! Diese Unsichtbarkeit, wenn ich sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzet, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen und wird dem reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beinahe so unterschieden, wie Ohr und Auge.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß Eine die Andre nicht schmähen, oder verachten sollte: denn sie sind und bleiben, obwohl sehr ungleiche, Schwestern. Es war Natur der Sache, daß aus der Kirchenmusik dramatische Musik entstand, so wie bei den Griechen aus dem Chor und Dithyramb die Tragödie ward, und diese in natürlichen Stuffen fortgieng.

Es war Natur der Sache, daß die dramatische Musik vieles gewann, wozu sie im Heiligthum nie kommen konnte, insonderheit, ich möchte fast sagen, sichtbare Bestimmtheit. Sie mußte an einer vorgestellten Handlung Theil nehmen, diese vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und lachen, sogar niesen und gähnen mußte sie lernen. Da sie einzelne Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte: so ward sie aufs feinste und lebhafteste charakteristisch. Dies alles lag ausser den Grenzen der heiligen Tonkunst; sie vergiftete sich selbst, wenn sie nach solchen verbotenen Früchten greifen wollte. Dafür aber blieb ihr Baum des Lebens um so sicherer, die reine, allgemeinmenschliche Rührung; die dramatische Tonkunst selbst mußte nach seinen Blättern und Blüthen greifen, wenn sie aufs Herz des Menschen, nicht blos auf Auge und Ohr wirken wollte. Wie oft schließen wir unser Auge bei einer schönen Musik des Theaters, und mögen die Gebehrden des Sängers, die Reize der Sängerin nicht mit ihr verbinden! Wie oft trennen wir einen Gesang des Herzens von der ganzen Scene, in der er gesungen ward und nehmen

ihn als ein Privat-Eigenthum mit uns! Hat endlich die wahre Musik sich nicht sogar über alle Instrumente ergoßen, und mit jeder Situation des menschlichen Lebens gleichsam familiarisiret, ohne daß sie weder hier noch dort als Drama erscheinet? Warum müßte sie denn im Tempel dramatisch werden?

„Also ist doch, wird man sagen, die wahre Musik dem Tempel jetzt ziemlich entflohen? und wird sie je in denselben zurückkehren?" Ganz entflohn ist sie daraus nicht; und es ist wahrscheinlich die Schuld der Tempel mit gewesen, wenn sie daraus hie und da entfliehen mußte. In andern Tempeln wohnet sie noch, obzwar unerkannt der theatralischen Welt; und wenn sie sich aus ihnen in den Meisterwerken der älteren Zeit weit verbreitet hat, so werden diese Meisterwerke von allen innigen Tonkünstlern noch jetzt aufs höchste geschätzt, in der Stille studirt, auch angewandt, wo sie irgend angewandt werden mögen. Die heilige Musik ist so wenig ausgestorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt aussterben kann; indessen wartet und hoffet sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinsetzung und Offenbarung. Sollte ihr diese

auf immer versagt seyn? Ich sehe dazu keine Ursache. Lasset drei dazu geschaffene Menschen aufleben und einander begegnen, einen Beschützer, einen Tonkünstler und einen Dichter; so könnte in einem kleinen Kreise schon viel werden. Der Dichter dörfte selbst nicht vom ersten Range seyn; nur von einer Art, in der er hier der Erste wäre, ein Mann, der, mit einem Gefühl für das, was heilige Musik ist und allein seyn kann, allen Vorrath derselben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, sich von allem Hergebrachten des neueren Modegeschmacks entfernt halten könnte, und darnach, unserer Zeit angemessen, eine simple, große Anordnung machte. Ein Tonkünstler, der mit warmen hohem Gefühl für das Göttliche seiner Kunst diesen Tempel erfüllte, diesen Tempel belebte; ein Beschützer endlich, der diesem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunst gönnte; setzet diese Drei zusammen, und es könnte in der protestantischen Welt geschehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan ist. Ob es zu unsern Zeiten geschehen wird, ist eine andre Frage. Es wer-

den indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geschieht, geschiehet morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel, und sich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren.

Ich füge ein Lob der Tonkunst bei, das im musikalischen Kunstmagazin erschienen, übrigens aber zur Composition auf einen Cäcilientag nicht bestimmt ist. Es ist nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunst.

Die Tonkunst.

Eine Rhapsodie.

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig-jungem schwebenden Jubeltanz
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron;

Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlohrnen Laut
der Ahndung, unser Herz
in die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele.
Sie fühlet dich, sie will, sie wird dich fühlen!
Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquollest du. Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottes-Gefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahndende Verkünderin.
Wenn einst mein Geist

Vom Erdenstaube sich hebt empor,
Und seiner Fesseln sanft sich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heiliger Strom
Von Tönen anderer Welt,
Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber.

Des Himmels Gabe bist du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfe
Von jenem hellen melodischen Wohllustmeer
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und
Tanz und Leben! —
Der Tropfe floß hernieder
Dem Wandrer zur Erquickung.
Zur Labung ihm, hin in sein Vaterland,
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. —
Als Adam, als die erste Mutter einst
Den ersten Todten sahn, ach ihren Sohn,
Und den erschlagnen kalten Leichnam, (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit starrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergehn,
Versinken wollten im verstummten Schmerz;
Da wars, da regten Töne sich
Des Mitgefühls einer andern Welt;

Der Ewigkeit verschlossenes
Gewölbe brach; Musik erklang auf Erden.

Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt über ihnen der Gestorbene
In unsichtbarem Glanz. Es sangen leise Töne
Den Armen Trost ins Herz. Es träufelte
Mit jedem neugehörten Ton
Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein. — Der unsichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelssaiten
Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ewgen Wallens hin zu höherm Licht,
Des steten Sehnens nach dem vollern Strom
Er sang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
Den ewigguten Vater
In aller seiner Liebe.
Und stieg, ein selger Geist,
Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul' und Höllenstimmen,

Mein Herz erbebt,
Und über sich verzagt,
Und nirgend Ausgang findet;
Des Himmels Tochter, süße Zauberinn,
Nicht mit Syrenen= nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh ins Herz. = =
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie in Mondesstral?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute! und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du
In trüber Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleihn.

Was zagest du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mislaut dünkt,
Ist morgen Harmonie.
„Schau gen Himmel und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne; da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt.
So tönt Alles um Dich. Ein Stral der Sonnen erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang'.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.
Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem ist Gott!"

„„ O Harmonie, ich flehe dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,

Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen — —

VI.

Denkmal Ulrichs von Hutten.

Als die Zeitung meldete, im neuen Deutschen Merkur sey Huttens Bild und Leben erschienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich diesem edeln deutschen Manne auch ein kleines Denkmal zu setzen Willens gewesen. Er starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht, da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tode bei ihm und einige Briefe seiner Freunde. — Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf seinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über seinen Tod und über sein kurzes, stürmiges Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein

Genius zulispelt, daß ers nicht lange werde thun können: er strebt, was er kann: a) erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsterniß ist aber stärker als das Licht, die Sklaverey stärker als die Freiheit: man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch seine Freunde treten scheu zurück: sein edelster, ihm treugebliebner Freund sinkt,

a) Hutten scheint dieses selbst geahndet zu haben; er machte sehr früh seine Grabschrift.

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Wasser erlebt.
Will es das Schicksal dann, daß all mein Leben in Jammer
Ende; so will es mir wohl, daß ich es endige bald.
Unter tausend Gefahren hab' ich die Muse geliebt,
Habe gethan für sie, was und wieviel ich vermocht.

und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verläumden, spotten, hönen seine Plage: der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedlen behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freylich — Freylich auch fehlte es ihm nicht" — aber jung, zu jung —„ Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bey einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Bodensee, hatte in Deutschland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen sichern Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleisterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.

* *
*

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tune hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an diesem edlen Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er

nachher die Gunst des Kardinals von Mainz, seine Reise nach Italien, sein erstes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain sank ihm seine erste Stütze, auf die bald Eine nach der Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürsten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Universität Frankfurt an der Oder gab, und nach seinem Sinne sollte sie ein neues Athen der schönen und freyen Weisheit werden; bald aber thats dem biedern Manne leid, da er die neue Universität ärger als eine andre mit Sophisterey und Pfaffenkram überdeckt sah. Er ging mit einer Societät der Wissenschaften in Mainz, dem damals so blühenden Mainz, schwanger und — starb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in seinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun dorfte oder thun mochte.

* *
*

Hutten studirte in Kölln, und das war, wie wir auch aus der Geschichte Luthers wissen, damals mit ein Hauptnest der Philosophaster und Theologaster. Der Eckel, den Hutten früh an dieser Brut hatte, gab ihm,

noch unbestimmt, wie sein Unmuth ausbrechen würde, den Stof zu den epistolis obscurorum virorum, dem späteren kühnen Werk seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Kölln alle die Originale, insonderheit der grauissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten; so ist dies abermals eine Probe, wie das Meiste, das wir in unserm Leben thun, von Verbindungen und Umständen herrühret, in die uns frühe die Vorsehung setzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unsrer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

* *
*

Hutten ging überdrüßig von Kölln nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Ettelwolf, in Versen beschrieb. Freundschaft also lockte den ersten Sproß des jungen Dichters hervor; diese

Muse verließ ihn auch nicht in seinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hinauf nach Italien, zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte. b) Und hier hing sich die Schlange, (eine Krankheit, die sich gleich selbst erklären wird,) an seinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit sich trug, und die zuletzt seinen Häßern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kennet, als es zuerst in Europa ausbrach, der muß ungerecht seyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war, weil man

b) Die in diesem Feldzuge geschriebenen kleinen Gedichte Huttens sind voll Patriotismus für Deutschland und den Kaiser, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am meisten aber gegen die Franzosen. Manche von diesen sind so charakteristisch, als ob sie zu unserer Zeit gemacht wären, und würden vielen Lesern in einer guten Uebersetzung wohl thun. Die Nationen bleiben sich immer gleich bis ans Ende der Tage.

noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt ist das Ungeheuer in seine Grenzen gebannet: damals wars Pest am Mittage. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeiget, (an der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte) An die Fuggers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum, Guaiaci medicinam, der durch sie nach Deutschland kam; und an den Erzbischof, Kardinal und ersten Kurfürsten Deutschlands, Albert von Mainz, schrieb er, de morbo Gallico librum, in welchem er ein eben so patriotischer Verfechter der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich nachher ihrer Ehre, Freyheit, Aufklärung und Glückseligkeit patriotisch annahm.

* * *

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die sich ohne seinen Willen zerstreuten, gesammlet oder vielmehr verstümmelt herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst heraus gab und

sie Maximilian zueignete. Coluit, sagt er —

coluit per mille pericula Musas
et quanti potuis carminis auctor
erat.

Von früh auf sieht man an Hutten einen Mann, der zur Pedanten-Autorschaft nicht gemacht war. Alles lebt in seinen Schriften, nichts steht geschrieben, daß es nur also dastehe. Seine Bücher, alle meistens kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, Laute seines Ritterworts, Handlung. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinigen; er schrieb ein Latein, wie es die Drehbank Ciceronischer Perioden schwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildsäulen sieht man seine Worte und Phrasen gehen, kommen, handeln, leben!

* * *

Er kam nach Deutschland, und ein Landedelmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen nach der damaligen Juristenzeit in Deutschland suchte, fand nicht, was er wünschte. Der junge Mensch schrieb seinen Nemo: das erste Stück in künftiger

Huttenscher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahndung. Beym ersten Auftritt war er ein Niemand und ist gewissermaaße Zeitlebens ein Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulysses, wie er sagt, mit einer ganzen Odyssee von Zufällen.“ Wenigstens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Deutschland, für welches er nachher mehr als Demosthenes seyn wollte, in allen seinen Provinzen kannte: von Rostock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachsen, Böhmen, Braunschweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte er sein Gedicht de arte versificatoria, (ein Zeichen des Brodstudiums, worinn er Unterricht geben mußte,) hingeworfen; aber auch dieses that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeyte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweytenmal, jetzt ganz ein Jurist zu werden, nach Welschland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen, die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken, oder allensfalls finden kann,

daß z. E. ihm der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die seine Talente kannten, geschätzt wurde, u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz andrer Art in den Weg, Ihn als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigner Hand im Walde umgebracht: und nun ließ Hutten, der eben so sehr Edelmann, und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen, endlich fünf Invektiven gegen den Mörder ausgehn, die, als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, die Sprache der Unschuld und Rache sprachen und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen. c) Weiterhin werden

c) Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

Sei nicht, o Leser, von zu zartem Ohr; sonst ist die herbe Speise nicht für dich.

wir unsern Demosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen des Schwäbischen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die sich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen sollte, und sich an einem so sonderbaren tragischen Familien-Vorfall zum Voraus gleichsam nur üben mußte. — In diesem Jahr 1515 starb Hutten auch

Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
sind unsre Worte: denn auch Er war hart,
auf den wir treffen und hart seine That.
Wenn du dies Bändchen liesest, denk': es schrei't
in ihm unschuldig-ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buchs sagt er:

Hassen, o Leser, kannst du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
kannst du hassen und mußt, wer du vom Volke auch seyst.
Hassenswerth ist die That, und hassenswerth, der sie übte;
aber verdienet der, der sie verkündiget, Haß?

Redlich für die Sache.
Hutten.

sein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging seine zweite Laufbahn an.

* * *

Schon sein Gespräch gegen Ulrich: Phalarismus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geschloßen, das nachher auch in andrer Absicht sein Wahlspruch werden mußte: jacta est alea! ich habs gewagt! Schon diesen Dialog endete er mit den Worten: exoriare aliquis nostris ex ossibus vltor! Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hochstraaten und mehrere Fakultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wüteten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduktion wirkte, er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, ist unläugbar; sie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz absprechen zu wollen, ist eben so unnoth, als sie gar dem Erasmus zuzuschreiben, der

unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben wollte.

Kurz, diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, stellte die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters so ganz dar, daß es weiter keines Läugnens bedorfte. Unglaubliche Wirkung machte diese Schrift, als sie erschien; auch auswärtige Nationen schätzten sie, obgleich für sie die feinste Spitze des Salzes verlohren gieng: denn das Deutschlatein, die deutschen Mönchsgelahrten Sitten, sind in ihr das Hauptwerk; eine Nationalsatyre voll Geist, Feuer, Witz und äußerst genauer, treffender Detailwahrheit. d)

d) Ob diese Briefe, und mehrere Huttensche Gespräche, die in der Sammlung Pasquillorum l. 2. Eleutherop. 1544. stehen, Pasquille oder Satyren sind? muß nicht aus dem Geist unsrer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie manches, selbst in den Schriften Luthers und Erasmus würde jetzt nicht geschrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreißig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überschwemmet haben, glaube ich nicht. In allen seinen Schrif-

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochstraaten, gegen den auch in Luthers Schriften die Deutsche Wahrheit zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen seyn und seine arme Seele schon allen Heiligen mit

ten zeigt sich oft zwar ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Huttens, wie in des freilich vorsichtigern Erasmus Schriften viel Attischen Spottes sey, ist unläugbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, beßern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von selbst der Spott ein Ende. Sein vir bonus, seine intercessio pro Capnione, der Heroische Gesang in triumphum Jo. Reuchlin, seine Schriften an den Kaiser, seine Germania, sein Arminius sind voll der wärmsten, edelsten Stellen; und überhaupt gehöret nicht jede Produktion der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheinet?

dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir so leben wir dem Herrn ꝛc.“ „An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht,“ sagt Hutten, und ließ ihn gehen.

*
* *

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war sein Ruhm in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wissenschaften zu und priesen ihn, den siegenden Reuchlinisten. Erasmus lobte ihn als einen Mann, desgleichen nicht gewesen: e) seine

e) Auch Huttens erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegsamkeit seinem Lateinischen Styl nicht absprechen. In Reden, selbst den heftigsten Reden, in Gesprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung ist dieser jedesmal, was er Ihm seyn sollte. Den Livius stellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handschrift her; und jede Beute der schönen und nützlichen Litteratur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papstthum war auf Geschichte gegründet, und er gieng hierinn rein zu Werke; auch hatte er Anfangs auf Luther nicht die mindeste Rücksicht. Er, wie Luther, hatte den Funken, der sie anglühte, aus Italien selbst geholet. Zu läugnen ist

Freunde, insonderheit der redliche Pirkhaimer, (Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund,) empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den seines Freundes Pirkhaimers Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie träumte lebhaft, „was er ausrichten, vollenden würde!" Man lese den langen Brief, den er an Pirkhaimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit auf seinem Fränkischen Ritterschloße anrieth. Burk-

indessen nicht, daß in dieser Flamme, auch ohne die mindeste Religionsabsicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; und dieses war, auch seine Jahre abgerechnet, der Rittergeist seiner Zeiten. Er war ein Fränkischer Edelmann, im Kriege frühe gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwerdt, so auch mit der Feder kämpfen und sich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlassen zu können. Leider aber war dies der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unsichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte erliegen.

hard, ein um Hutten sehr verdienter Mann, hat diesen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt, daß, ohngeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, Hutten damals noch Alles lachte. Da schrieb er wie in einem Feuerstrom die Rede: Ad principes Germaniae, vt bellum Turcis invehant, Exhortatoria, in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof und was sich am Hofe Maximilians und Alberts für Deutschland thun ließe, in seiner Seele: jede Blüthe irgend eines schönen Genies, in welcher Nation sie auch aufsprießen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkhaimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius, vergnügte ihn so lebhaft, als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke, wären. — Das wahre Kennzeichen umfassend-großer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange

Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konstantins“ dem Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben. Er thats mit so vielem Lobe dieses, und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrey für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Papstes erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte, nnd für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne. f) Der Kaiser starb:

f) Luthers Aussprüche von Hutten zeigen von dem grossen Verstande des biedern Mannes, und wie besser Er, als Hutten, die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur

Hutten folgte dem Kurfürst Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dies Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber gieng er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stackelbergk, und vollendete seine Dialogen über Glück, Fieber und Papstthum. Dies letzte Gespräch hieß: „Die Römische Dreyfaltigkeit" und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern

in dies cantica, quae Babilonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in R. Pontificem, scribens se iam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere — — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon, nach seiner Gemüthsart fürchtete Hutten. Vt virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensae non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dies alles war in seiner Ordnung.

auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten seyn konnte. Freilich nicht lange: denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom, „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologisten in Kölln längst die Bulle wegen der Episteln obsc. vir. in Händen gehabt, und der fortführe, von der Römischen Dreyeinigkeit selbst in Mainz zu schreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden, verdiene." Zu diesem edeln Werke ward nun Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und dorfte dies nicht seyn: zum Erzherzoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze Deutsche Nation; vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Auffoderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier

erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, Alle läßt er sprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt, mit dem Beiwort: „ein großes Ding die Wahrheit! stark über Alles!" Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistadt gegeben hätte. Hier leider! geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß dieser nicht lange dauret.

*
* *

In seines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der also eine Freystadt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freysten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige, wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten:" er commentirte die Bulle des Papsts gegen Luther mit Noten, schrieb neue Dialogen, In=

vectiven, Aufmunterungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der Freystädte teutscher Nation, lebendige Abkonterfactur des Pabstthums u. s. w." jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks zu gut schrieb Hutten jetzt deutsch, übersetzte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften beym Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und denn gewöhnlich wahre Ritter-Worte drauf setzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geschildert werden, wie sie waren.

„Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und Ehrenvesten Franz von Sickingen, Kais. Majest. Rath, Diener und Hauptmann, meinem besondern vertrauten und treflichen gu-

ten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und willigen Dienste"

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand sagen, daß er mit einem Freund verwahret sey, er hab ihn denn in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnaden Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich auf das äußerst an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich, daß ich kaum Freund' anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nicht, als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, sondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht geachtet, was ein jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr selbst Gestalt beherzigt.

Hast dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt verschlossen gewest, alsbald deine Häuser, die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in die Schoos deiner Hülf empfangen, und in den Armen deiner Beschirmung gar kecklich gehalten. Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Fürsatz, den auch Du ehrbar und redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunstliebenden D. Nation sich in Freuden und Frolocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter von der Freudenreichen Sonne erquickt worden. Dagegen die boshaftigen Kurtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeynt, und derhalben nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehn, daß ich mich an eine veste unerschütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa niedergelassen, sich fast ingethan und kleines Lauts

worden. Für solche deine Wohlthat dir gnugsamen Dank zu sagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine bessere Zeit erscheinen, und sich Aenderung des Glücks (als denn meine freye Hoffnung zu Gott ist) begeben, will ich dir allem Vermögen nach u. s. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

Denn ohn Schmeicheln und Liebkosen zu reden bist Du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedäucht, deutscher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüthe abgenommen, dich dermassen erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen mag, deutsch Blut sey noch nicht versiegen, noch das Adlich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt Kaiser Karlen deiner tugendhaftigen unerschrocknen Muthsamkeit Erkänntniß ingebe, damit er dich deiner Geschicklichkeit nach in hohen treflichen seinen Händeln, das Römisch Reich oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit

Rath und der That brauche. Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen solchen Muth sollt man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben. Schenk dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein, und wünsch dir damit nicht, als wie oft unsere Freunde pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darinn du vielen Menschen zu gut, dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest, u.s. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bey diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk, hie und da auch in Volksreimen Wenn sie uns Knüttelverse dünken, so waren sies damals nicht: sie waren Verse, die das Volk lesen und behalten sollte; daher besetzte er hie und da auch andre seiner Werke mit solchen Reimen.

Die Wahrheit ist von neu gebohren,
Betrug hat seinen Schein verlohren,
Deß sag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht nicht förder Lügen mehr.
Ja, sag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Ist wieder nun hervorgerückt,
Deß sollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lobens nit — —
Ach fromme Deutschen haltet Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter sich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn—wo mir g'scheh deßhalb Verdrieß—
Daß man mit Hülf mich nicht verläßt,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'fangen an,
Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt es brechen auch fürm End,

Wills Gott, so mags nicht werden gwendt,
Drum will ich brauchen Füß und Händ',
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freystätte Deutscher Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch ist es wahr; und ist nicht recht,
Daß man woll machen krumm zu schlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet. Das Jahr darauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im May starb der edle Held auf folgende unwürdige Weise:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und da rotteten sich gegen den alten Löwen ein Haufe

andrer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet:

„Meine lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt ihr wider mich zu fechten und streiten? Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr euch zu erlösen von dem schweren entchristlichen Joch und Gesetz der Pfafheit, und zu evangelischen lichten Gesetzen und Christlicher Freyheit zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider Christum und sein Evangelium streitet und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts Will geschehe. Amen."

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O vesten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindskinder? Warum zerreißet ihr Eure Freyheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen seyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach Euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und

Euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen, die den deutschen Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterlichen Güter an sich gezogen, als sind die beschornen Knaben, die Stift und Klöster. Ihr und die Euren mangelt: sie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffahrt, Vollerey, Büberey; wollt ihr Euer Leben für die setzen? Ja sie wollen unsre Seelen auch verderben, so sie uns das Evangelium Christi und Wort Gottes nicht lassen predigen, auch selber nicht predigen, und ertränken unsre Seelen mit ihren eignen Träumen, Fündlein, Gesetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, so werden ihr Francisco N. beystehn. Gotts Will gescheh, Amen. All Sieg von Gott." So dachte Franz: dafür stritt er. Da ward er in seinem Alter von vier Fürsten und einem großen Rott Adels in seinem Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel, die sie ins Schloß schossen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürsten und Herrn alle sehr freundlich zu ihm sprechen, und starb. Als Luther von seinem Tode hörte, wollte ers zuerst nicht glauben. Da die Nachricht sich bestätigte, ward er

tiefsinnig und brach aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen.“ Wie alle Guten den Tod dieses Mannes betrauert haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus; und nicht um ein Phanthom politischer Freyheit fiel er, sondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelsten Güter des Menschengeschlechtes.

Die meisten Aufklärer des südlichen Deutschlands, aus dem wie bekannt ist, in den Hülfswissenschaften das meiste Licht ausgieng, hat er geschützt, ernährt, beherberget, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal zu sich ein; sein Freund Hutten hat ihn nur drey Monathe überlebet.

Mit gebrochnem Herzen gieng dieser der Schweiz zu, Rettung zu suchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Basel, der scheuete und verleugnete nun nicht blos den armen, vertriebnen, oder wie er sich aus

drüte, schäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; g) sondern woll=

g) Quod Hutteni colloquium *deprecacabar*, non invidiae metus tantum in caussa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur.* Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus.* So schrieb Erasmus an Melanchthon; und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum diorum hospes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Ostern 1523 schrieb, kann man bei Wagenseil (Hutten. opp. Lips. 1783. S. 328) den Brief, den er an den Zürcher=Rath unterm 10. Aug. 1523, also wenige Tage vor Huttens Tode schrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146. lesen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn schreibe (und Erasmus noch nicht gesehen hatte,) vor dem verbannten, äusserst dürftigen, Todkranken Manne als dem gefährlichsten Ruhestöhrer. Er will es ihm zwar nicht verbunnen, daß

te auf der andern Seite gegen Huttens Freunde auch nicht sein Feind heißen, schob es auf

die Gütigkeit des Zürcherraths ihn dort liesse wohnen" räth den Herrn aber sehr an, seinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, damit würden sie nicht sowohl ihm, als andern Künsten, die dadurch befleckt sind, einen grossen Dienst und Nutzen beweisen." Hutten bat sich Erasmus Schreiben noch unterm 15. Aug. zur Verantwortung aus; und den 29. Aug. starb er. Ein Zürcher Gelehrter sollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um diese Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae! —

Rückst du dem Unglückseligen noch sein trauriges Schicksal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulysses lange verfolget?
Und war Jener und Er nicht ein rechtschaffener Mann:
Der du das Unglück nur als Schuld betrachtest, o fürchte,
Daß auch Deiner sich einst Niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

Huttens Krankheit, daß er ihn nicht gesprochen, u. s. w. Da trat Hutten auf und expostulirte öffentlich mit ihm, daß das Alles Lug und Trug sey, er sey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stundenlang gesprochen, Erasmus habe ihm die Thür geschloßen, u. s. Als Erasmus hörte, daß die Expostulation unter der Preße sey: kam er zurück, streichelte Hutten, wunderte sich, sprach von alter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlaßenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte sich dran nicht. Die Expostulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (Spongia) den Flecken abzuwischen. So leicht ließ sich dies aber nicht thun; Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Versen verfolgte, sagte er auf ihn die Verse:

Der du, o Grausamer, noch unglückliche Leichen zerreißest,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier hinfort.

und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Koth besprützen wollen: denn nun sollte es das Lutherthum gewesen seyn, das dem Erasmus und den Musen ihren Freund geraubet. Was das Aergste ist, haben Einige gar geglaubt, Hutten sey an diesem Schwamm, (den er vielleicht nicht einmal mehr gesehen), erstickt; Er, der an viel härterer Speise nicht zu ersticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieser Schwamm wohl zu statten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falschen Freunden; er starb End' Aug. 1523 im 36. Jahr seines Alters. Ufnort heißt die kleine Insel im Züchersee, wo er im Gebiet des Zürcher-Raths Schutz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruhestätte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier liegt der Sprecher für die Deutsche Nation, Freyheit und Wahrheit, der für sie mehr als Sprecher seyn wollte.“ Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

*
* *

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein so grosses Uebel nicht; vielmehr ist dieses in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müssen die Guten und Edlen keiner Nation rechnen. Mußte im siebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt, wo Leibnitz liegt, nach Leibnitz Grabe fragen? Und Niemand wußts, als ein alter Küster, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbanneten Hutten ist die Todesstätte selbst, die Insel auf dem Zürchersee, sein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutsche sind Deutsche!“ nemlich: Auch Huttens Schriften sind verstoben: in drei Jahrhunderten hat niemand sie noch gesammlet. Viele haben Hand angelegt, sie herauszugeben; immer aber kam ein böser Zufall dazwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen, (sein Bild hatten die Karthäuser zu Schlettstadt zu einem Gebrauch angewandt,

dafür sie 1000 Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen mußten;) so ists gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitsredners, des Demosthenes unsrer Nation Schriften grossentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man sie nicht aufleben ließe und erhielte? Als Beyträge zur Reformation hat man ja die schlechtesten Lumpen gesammelet, von Wiedertäufern, Kritikastern, und Helfershelfern; hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher so treu half, so manches für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Will man einen schönen Lateiner? Wer schreibt schöner, kräftiger, und blühender, als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geschätzet, alle freye und heitere Musenfreunde geliebet. Soll also dieser edle Lateiner, eine Blühte des wiederkehrenden Geschmacks so gut als untergegangen seyn und ferner im Staube moder? — Will man endlich einen Mann von Genie,

von Gefühl, von edlem starkem Triebe, einen Mann von Laune, Satyre, Salz? man beklagt, daß gegen Ausländer Deutschland deren nicht genug habe — und man wollte Hutten vergessen? Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und uns seine Schriften, wie die Schriften unsres Leibnitz sammlen?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge sich einige Groschen zum Kauf oder zur Pränumeration ersparen, und in 2, 3 Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dies Blatt so glücklich in die Hände dessen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich mit andern über das vereinigen wollte, was ihm an Huttens Schriften etwa noch fehlet; wie würde ich mich freuen, daß ich zu diesem Werke geholfen!

*
* *

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott, und wird bleiben: meins ist menschlich, und wird untergehn." Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind. Huttens

und Sickingens Werk gieng unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Deutschland andre Gestalt gewinnen konnte. mehrere Gute strebten; es sollte nicht seyn: die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie giengen im Schiffbruch unter: sie erloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken erlöschen? Liegt in ihrem Untergange sammt Dem, Was sie und Wie sie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßet, o Freund. Das hast du dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gieb sie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich dir streue, nimm auch die Thränen.
Tapfrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode bist du; du siehst die grösseren Uebel

Deines Landes nicht mehr, (dem du, ein
Rächer, erschienst;)
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel,
dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach
Jahren, dein Ruhm
Engel werden dich einst, dich, glückliche Asche,
verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher,
wohl.

Petr. Lotich.

Nachschrift.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken Huttens vor siebzehn Jahren geäussert hatte, seine Schriften gesammelt und sein Andenken lebend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste Band von Huttens Werken (Vlrici ab Hutten opp. T. I. ed. Christ. Jac. Wagenseil Lipſ. 1783) erschien; und da er sehr merkwürdige, abwechselnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes enthielt: so war kaum zu zweifeln, daß nicht auch seine

sinnreichen Gespräche, seine Poesieen, endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortreißenden Beredsamkeit folgen würden. Aber als ob der Unstern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erschien folgende Anzeige des Herausgebers.

An das deutsche Publikum.

Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung, daß dies Unternehmen dem Publiko nicht anders als angenehm seyn könne. Mit wie mannigfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich Huttens Schriften zusammen brachte, die man über 100 Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam, — davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit, zu sagen, daß ich für Deutschlands Ehre drey Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe, (denn die 2 Thlr. Buchhändler-Bezahlung, die ich beym ersten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht

Belohnung zu heißen?) — Man lese das „Denkmal Ulrichs von Hutten" und man hat alles, was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, das er zur National Angelegenheit machte. Ich hofte, man werde mit Wärme die Früchte seines treflichen Geistes aufnehmen, werde mirs danken, daß ich sie gesammlet habe; — aber wie sehr hab ich mich betrogen! — So kalt, so nachläßig hat man den fadesten Roman nicht empfangen, als den edeln, deutschen Hutten. Ich sollte denken, wer nur seine Briefe gelesen hätte, müßte begierig seyn, auch die übrigen Schriften zu besitzen, die vielleicht in ganz Deutschland niemand vollständig hat. Unsre Aristarchen fandens nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritischen Journalen, die ich lese, stund in der einzigen Meuselschen Historischen Litteratur eine kurze Recension. Die Ursache dieses Stillschweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeigt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publikum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. — Huttens Schriften liegen zur Erscheinung beynahe ganz fer-

tig, und sollen auch erscheinen, woferne entweder ein biederer Buchhändler sich zum Verlag der drey rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändler-Honorarium, zu unterstützen Willens ist. Im Gegentheil will ich mein Manuscript — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen, wie warm meine Zeitgenossen für die treflichsten Männer des Vaterlandes sorgen. Vielleicht, wenn ich lange gestorben bin, findet's einer, und aerntdet, wo ich gesät habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Hutten starb Lebens unsicher, vertrieben, in Armuth fürs Vaterland, schrieb für Deutschlands Freyheit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischem Geiste, litt und starb für sie. Die edelsten seiner Zeitgenossen, Luther, Melanchthon, Pentinger, Pirkheimer und andre liebten ihn und schätzten seine Schriften: aber dritthalb hundert Jahre nach seinem Tode muß der Herausgeber derselben beinahe vor dem Publikum betteln, daß es den Mann nicht einer un-

verdienten Vergessenheit überlassen soll. Es ist wahr, wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt: „Vermuthlich soll wieder ein Franzose oder ein Italiener kommen, und uns Huttens Werke, wie die Schriften unsers unsterblichen Leibnitz sammeln!" dann werden sie, wills Gott, schon gekauft werden.

Es ist dies eine Anfrage, an die Weisen und Guten der Nation! Halten sie's der Mühe nicht werth, meinen Wunsch, Huttens Werke ganz herauszugeben, zu begünstigen; — nun, so mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir, daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt und mich vielleicht mit grossem Beyfall gerühmt hätte. Sollt ich aber auf irgend eine Art zur Fortsetzung unterstützt werden; so ersuch ich den Biedermann, der sich für mich und meinen Hutten intereßiren will, sich schriftlich deßhalb an mich zu wenden. Sein Vorschlag könnte leicht in einem Journal stehen, das ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahrs niemand

finden, so will ich es sodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenseil,
Gelehrter zu Kaufbeuern.

Was ist hiernach zu sagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken, was die erste nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgesinnte Herausgeber würde sich sodann gewiß bestreben, auch durch die dem Werk nöthigen Erläuterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verschaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigstens die schönsten Arbeiten Huttens, seine Gespräche; und so hätten wir mit diesen und den Briefen schon viel. Bis endlich, vielleicht unversehens, ein Hutten selbst sich seines tapfern biedern Vorfahren annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desselben dem Staube der Vergessenheit zu entreissen. γενεσθω!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

J. G. Herders vermischte Schriften

Bd.: 5

Wien 1801

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.361-a(3#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720544-5